

Die Wandmalereien auf der Gamburg und ihr Bildprogramm im Kontext der profanen Wandmalerei des Mittelalters

Welche Rolle der profanen Wandmalerei für die Selbstverortung ihrer Auftraggeber in ihrem jeweiligen Sozialgefüge zukam, ist schon länger beobachtet worden. Dies trifft nicht nur für schon lange bekannte Beispiele wie etwa die um 1400 entstandenen Wandmalereien für die frisch geadelten Vintler auf ihrer Burg Runkelstein bei Bozen zu, sondern auch für spektakuläre Neufunde früher Beispiele dieser Kunstgattung im deutschsprachigen Bereich, unter denen der Iweinyklus auf Burg Rodenegg besonders herausragt¹. Gleiches gilt aber auch für einen weiteren Sensationsfund, die bisher eher unbekannteren Wandmalereien zum 3. Kreuzzug, die 1986 bei Umbauten durch die Besitzer, die Familie von Mallinckrodt, auf der Gamburg im Taubertal unweit Würzburgs entdeckt wurden und die im vorliegenden Band durch Goswin von Mallinckrodt vorgestellt werden². In meinem Beitrag sollen sie erstmals versuchsweise im weiteren kunsthistorischen Kontext der eigenen Gattung, der profanen Wandmalerei und den ihr enger verwandten Bereichen wie etwa der Tapiserie, verortet und auf ihre Funktion hin befragt werden, wobei sich auch Überlegungen zu den möglichen Umrissen der Gesamtausmalung

ergeben. Hierzu werde ich keine der nur noch in Quellen fassbaren Kreuzzugsdarstellungen im profanen Raum heranziehen, sondern vielmehr vorrangig die erhaltenen Beispiele profaner Wandmalerei aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts betrachten³.

Die Wandmalereien im Saalbau der Gamburg

Zuvor sind die Wandmalereien der Gamburg selbst noch einmal auf meine Fragestellung hin akzentuiert vorzustellen, während ihre detaillierte Beschreibung und Bewertung dem Beitrag Goswin von Mallinckrodt vorbehalten ist⁴. Die Darstellungen des gesamten Saalraums scheinen den Heerzug des unter Führung Kaiser Friedrichs I. Barbarossa stehenden deutschen Kontingents des 3. Kreuzzugs (1189–1192) wiederzugeben⁵. Dies liegt umso näher, als der Besitzer der Gamburg, unter dem die Wandmalereien entstanden, der 1219 verstorbene Beringer der Jüngere von der Gamburg, beim 3. Kreuzzug dabei war. Die Gamburg war als Mainzer Lehen seit Mitte des 12. Jahrhunderts in Besitz seines Vaters, Beringer

dem Älteren⁶. Zusammen mit dem Mainzer Erzbischof beteiligte sich dieser ältere Beringer an den Italienkampagnen Kaiser Friedrichs I. Barbarossa. Die Burg war Teil eines engen Herrschaftsgeflechts im Rahmen des Ausbaus der Landesherrschaft im Grenzgebiet zwischen den Bistümern Mainz und Würzburg. Zu diesem Geflecht gehörte neben ihr auch die staufische „Idealburg“ der Grafen von Wertheim, die als Mäzene Wolframs von Eschenbach bekannt wurden⁷, und deren Grablege, das Zisterzienserkloster Bronnbach, das aber u.a. von den mit ihnen verwandten Herrn von Gamburg gegründet worden war⁸.

Auftraggeber der Wandmalereien auf der Gamburg war somit Beringer II., Sohn Beringers des Älteren⁹. Er war zwar mit einer Verwandten des Mainzer Erzbischofs verheiratet, emanzipierte sich aber zusehends von seiner Bindung an Mainz, indem er auch in Würzburger Diensten stand. Insbesondere rüstete er sich 1189 mit beachtlicher Dienstmannschaft für den 3. Kreuzzug, um seinen Lehnsherren, den Würzburger Bischof Gottfried von Spitzenberg-Helfenstein zu begleiten¹⁰. Dieser war einer der Hauptorganisatoren dieses Kreuzzugs, der unter dem Zeichen besonderer Not des Christentums im Heiligen Land stand. Nach der verlorenen Schlacht an den Hörnern von Hattin 1187 waren große Teile Palästinas, darunter Jerusalem mit seinen heiligen Stätten, unter die Herrschaft Saladins geraten. In Reaktion hierauf begann der als Kriegsvorhaben gewaltig dimensionierte 3. Kreuzzug. Das von dem wohl inzwischen 66-jährigen Kaiser Barbarossa angeführte deutsche Kontingent zog über Land. Nach dem Tod Barbarossas, der 1190 in Kleinasien im Fluss Saleph ertrank, kehrte Beringer ebenso wie Graf Poppo von Wertheim zurück, um dann im Kampf um das Erbe Konstanzes in Sizilien auf Seite von Barbarossas Sohn Heinrich VI. zu streiten¹¹.

Hierbei nahm Beringer auch an dessen Triumphzug in Palermo teil.

Zu gern wüsste man mehr darüber, welche Eindrücke Beringer vom Kreuzzug bzw. aus Sizilien mitbrachte. Hier konnte er jeweils mit einer hochentwickelten, bisweilen arabische sowie byzantinische und westliche Elemente mischenden Hofkultur höchster Pracht in Berührung kommen, auch in der Ausstattung der Paläste mit Monumentalmalerei in Form von Mosaiken¹². Zurückgekehrt bauten Beringer und Graf Poppo ihre Burgen aus, bis sie schließlich im Zisterzienserkloster Bronnbach als Mitglieder der Stifterfamilien begraben wurden. Zusammen mit anderen Kreuzzugsheimkehrern der Region bildeten sie eine Art regionalen Memorialverbund¹³, der sich etwa um das Grab des wie Barbarossa auf dem Kreuzzug gestorbenen Bischofs Gottfried im Würzburger Dom versammeln konnte. Zugleich kam ihnen das hohe Sozialprestige der Kreuzzugsteilnehmer zugute.

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Bauskulptur des Zisterzienserklosters Bronnbach, insbesondere seines Kapitelsaals, mit derjenigen, die im stauferzeitlichen westlichen Saalbau auf der Gamburg ab 1986 in Form von monumentalen Fenstergruppen als Arkadenstellungen in Rechteckblenden entdeckt wurde¹⁴. Dieses vorher als frühneuzeitlich angesehene Gebäude, der „vordere Bau“, stammt daher wie der Bergfried noch aus dem 12. Jahrhundert. Er wird heute durch einen inschriftlich 1558 datierten Treppenturm an seiner Nordostecke erschlossen und bietet im zweiten Stockwerk, dem ehemaligen ersten Obergeschoss des Saalbaus, den Saal mit den Wandmalereien.

Wesentlich für die Bestimmung von Inhalt und Zeitpunkt der Entstehung der Wandmalereien ist



Abb. 1: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Östlicher Teil der Nordwand mit Wandmalereien und später eingebrochener Tür, rechts bemaltes Nordende der Ostwand

die größte zusammenhängend erhaltene Fläche auf der Nordwand des Saals (Abb. 1–6), die allerdings am Ostende durch die spätestens mit dem Treppenturm von 1558 hier eingebrochene Tür beschädigt wurde. Die Wandmalereien sind hier zwar wie alle erhaltenen Flächen der ersten Wandmalereischicht durch eine sehr durchgreifende Pickung verunklärt, auf der später eine neu aufzutragende Putzschicht halten sollte. Sie bietet aber dennoch genug Anhaltspunkte zur Bestimmung des Themas. Dies gilt insbesondere

für das obere (Abb. 3–6) von zwei Registern, das sich zwischen zwei mit wenigen Inschriftenresten (Abb. 2 a, b) verbundenen Streifenrahmen oben und unten befindet und einen Heerzug zu Pferde (Abb. 3–5), eine Stadtansicht (Abb. 3) und die Verschiffung eines Heeres (Abb. 6) zeigt. An der Spitze des Heerzuges (Abb. 4–5) folgt einem König oder Kaiser ein an seiner Mitra erkennbarer, ansonsten ebenfalls zum Krieg gerüsteter Bischof als eher ungewöhnliches Element in einer solchen Umgebung. Der Name des Bischofs, einmal oben



Abb. 2: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Nordwand, lateinische und deutsche Benennung des Würzburger Bischofs Gottfried

in Latein (Abb. 2 a), einmal in Deutsch (Abb. 2 b) und in seiner Position wohl auf die Szene im unteren Register bezogen, gibt uns auf der Gamburg einen wesentlichen Hinweis auf die Thematik der Wandmalereien: [G]ODEFRID[US] EP(iscopu)S, [BIS]CHOF GODEF[RID]. Wir dürfen hier den bereits erwähnten Würzburger Bischof Gottfried von Spitzenberg und dementsprechend in dem Herrscher Barbarossa sehen, wie sie beide dem deutschen Kontingent des 3. Kreuzzugs voranreiten. Da auch Beringer der Jüngere von der Gamburg Teil dieses Kontingents war, dürfte sein Tod am 27. Februar 1219 die Wandmalereien in die Zeit davor datieren, beeilte sich doch der Mainzer Erzbischof die Burg als erledigtes Lehen an sich zu bringen und mit einfachen Burgmannen zu besetzen¹⁵. Ohne Verwandtschaft mit Beringer und in abhängiger Stellung zum Erzbischof hatten sie weder ein Interesse noch die Mittel für Wandmalereien dieses Themas, weshalb diese vor 1219 entstanden sein dürften.

Im Kreuzfahrerheer (Abb. 3–5) fällt noch ein weiterer Würdenträger auf. Er erscheint direkt vor dem Bischof und trägt eine Art Fürstenhut. Es dürfte Friedrich von Schwaben sein, der Sohn des Kaisers, der sich auf dem Zug mit der ungarischen Königstochter Konstanze vermählte. Im Heer selbst sind zwei Bannerträger besonders hervorgehoben. Sie bilden zusammen mit dem Kaiser den Vordergrund des Heeres, wobei ihre Pferde jeweils hintereinander gestaffelt hinter demjenigen Barbarossas erscheinen. Ihre Banner wehen über dem Haupt des Kaisers. Die Betonung dieser beiden Ritter ist umso auffälliger, als die direkten Begleiter des Kaisers, sein Sohn und der Würzburger Bischof, anders als diese in der Bildtiefe, wenn auch direkt hinter dem Kaiser, nur geringen Platz erhielten, was hier vielleicht auch die inschriftliche Hervorhebung des Bischofs nötig machte.

In den derart hervorgehobenen Bannerträgern möchte ich eine Darstellung von Beringer selbst und vielleicht auch des Grafen von Wertheim vermuten. Die Funktion als Bannerträger war so



Abb. 3: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Nordwand, oberes Register, Reiterzug und Stadt

prestigereich, dass von einem weiteren prominenten Teilnehmer an diesem Kreuzzug, dem auf dem Kreuzzug verstorbenen Thüringer Landgrafen Ludwig III., später in der Reinhardsbrunner Chronik berichtet wird, er habe mit einem Banner Namens *segehard* (= siegreich), das ihm der von ihm hochverehrte Georg wundersamerweise gereicht habe – und das lange in der landgräflichen Grablege Reinhardsbrunn verwahrt wurde – in bedrängter Lage einen großen Sieg gegen die Muslime erfochten¹⁶. Dies ist umso interessanter, als der Vater Beringers des Jüngeren möglicher-

weise in enger Beziehung zur Familie der späteren Landgrafen von Thüringen stand¹⁷. Die Rolle als Bannerträger hätte es Beringer ermöglicht, in den Wandmalereien auf seiner Burg seine eigene Rolle beim Kreuzzug herauszuheben, auf dem Beringer mit eigener Mannschaft, sozusagen einem eigenen Fähnlein, erschien. Die dem Bildformular gemäße Wiedergabe von Bannerträgern als Heeresspitze erlaubte es zudem, Beringer in besondere Nähe zu seinen Herren, d.h. zu Kaiser Barbarossa und dem Würzburger Erzbischof als Lehnsherrn Beringers und Poppo, zu zeigen. Mit einer solchen Identi-



Abb. 4: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Nordwand, oberes Register, Reiterzug

fiktionsmöglichkeit konnte sich Beringer in den Malereien die Geschehnisse der Zeitgeschichte als Teil der eigenen Vita umso prägnanter aneignen.

Der Zug der Kreuzfahrer bewegt sich auf eine große, menschenleere Stadt (Abb. 3, Abb. S. 10) zu, deren reiche Architektur auffällt. Dies erinnert an die Buchmalerei zu Barbarossas Kreuzzug in dem Lobgedicht auf Kaiser Heinrich VI., dem „Liber ad honorem Augusti“ des Petrus de Ebulo von 1194–1197 (Abb. S. 83)¹⁸. Hier bildet ein Heerzug aus mit dem Kreuz bezeichneten Kreuzfahrern das obere Register. Darunter folgt der später übermalte

Tod Barbarossas. Beides bildet die Vorgeschichte der Eroberung Siziliens durch Barbarossas Sohn Heinrich VI., die unten als Heerzug wiedergegeben ist. Im oberen Register sieht man gemäß der Beischrift neben Barbarossa sein großes Heer und das Ziel: *Fredericus fortissimus Imperator cum immunera procerum multi/tudine domum Domini redempturus / accelerat*. Das große Heer wird wiederum von einem Bannerträger geführt. Zu Barbarossa vermittelt ein einzelner Ritter hinter dem Kaiser, der sich zum Heer umkehrt. Barbarossa selbst strebt auf eine große, mehrtürmige Stadt zu.

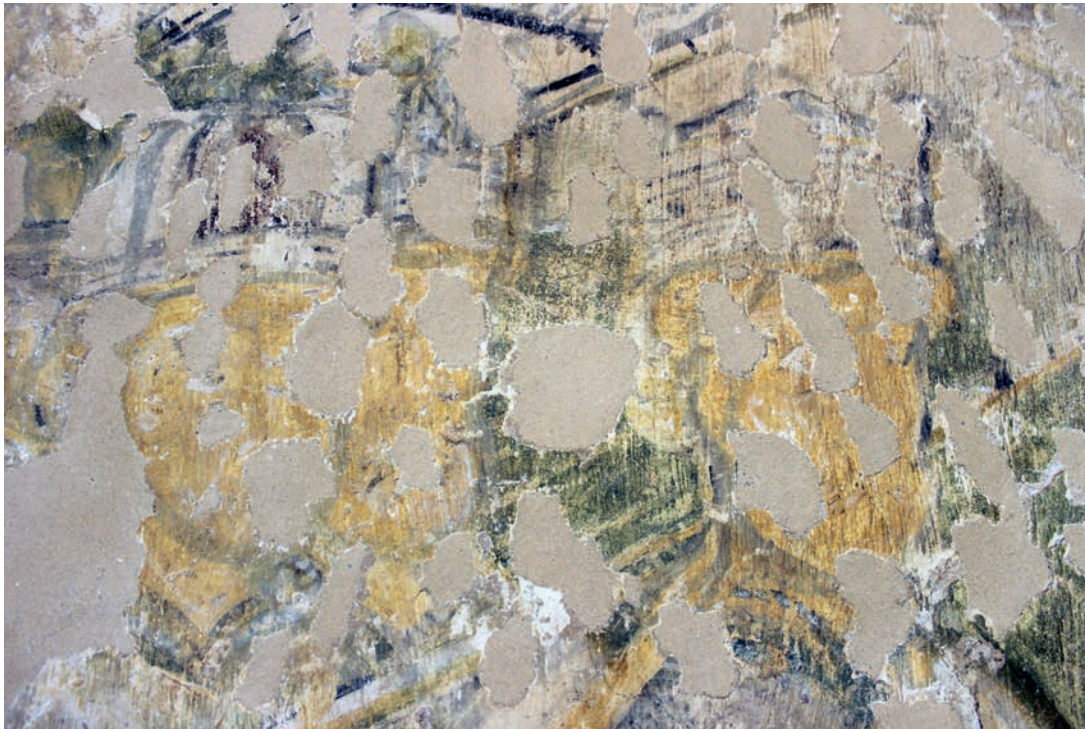


Abb. 5: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Nordwand, oberes Register, Detail des Reiterzuges, Kaiser Friedrich I. Barbarossa und Begleiter

Sie dürfte das Ziel sein, d.h. das direkt über ihr in der Beischrift erwähnte *domum Domini* und damit Jerusalem. Dies macht auch insofern Sinn, als in der Szene darunter die Seele des Kaisers von der Hand Gottes aus einem Himmelssegment entgegen genommen wird, das sich direkt unterhalb der Stadtansicht befindet. Auf diese Weise scheinen in der Stadtansicht irdisches und himmlisches Jerusalem ganz im Sinne der Vorstellung der Kreuzfahrer von dieser heiligen Stadt als Ziel ineinander zu fließen.

In den Wandmalereien der Gamburg ist die Stadt aber sicherlich nicht Jerusalem, ist die Darstel-

lung doch in einen ganz andersartigen, narrativer ausgerichteten Kontext eingebettet. Zudem liegt die Stadt hier an einem Gewässer, über welches das Kreuzfahrerheer (Abb. 6) in Erzählrichtung rechts im Anschluss an die Stadtansicht übersetzt. Bei dieser Schifffahrt sind wieder Kaiser und Bischof besonders hervorgehoben. Am Heck unterhält sich der hier wohl wiederum dargestellte Würzburger Bischof bezeichnenderweise mit einem Bannerträger. Hier könnte somit der Hausherr Beringer und seine Funktion auf dem Kreuzzug, seinem Lehnsherrn mit Rat und Tat zur Seite zu



Abb. 6: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Nordwand, oberes Register, Schifffahrt

stehen, verbildlicht worden sein. Dies würde zu dem charakteristischen Motiv passen, mit dem der Bannerträger seinen Arm kraftvoll um den Hals des ungewöhnlichen Heckdrachenkopfes des Schiffes so wie um ein Steuerruder legt, das in der Regel am Heck eines Schiffes anzutreffen ist.

In der Wiedergabe des Heerzuges vor der Stadt mit anschließender Überfahrt (Abb. S. 150) könnte man mit Goswin von Mallinckrodt die Einnahme von Adrianopel im November 1189 vermuten, zu der sich das Kreuzfahrerheer aufgrund des feindlichen Verhaltens des byzantinischen Kaisers

gezwungen sah, um hier zu überwintern, wozu auch andere Städte der Umgebung geplündert wurden. Aber auch die Bedrohung von Konstantinopel erscheint mir denkbar, zumal die Hauptstadt des Reichs direkt an der Meerenge zwischen den Kontinenten liegt. In einem solchen Falle wäre hier eher der Gesamtverlauf des Kreuzzuges, sozusagen seine „Mechanik“ und weniger das konkrete Ereignis anvisiert worden, wie vielleicht schon in der vergleichbaren Miniatur mit dem Kreuzfahrerheer Barbarossas im „Liber ad honorem Augusti“ (Abb. S. 83). Es war die geplante bzw. angedrohte



Abb. 7: Bern, Burgerbibliothek, Codex 120 II, Liber ad honorem Augusti, fol. 143 r



Abb. 8: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Ostwand, Nordende mit Wandmalereien

Belagerung Konstantinopels, welche schließlich den byzantinischen Kaiser zum Einlenken zwang, sodass er das Übersetzen des Kreuzfahrerheeres über den Hellespont im März 1190 ermöglichte.

Diese nie wirklich unternommene Belagerung wird im „Liber ad honorem Augusti“ zusammen mit der Eroberung von Ikonium als eine der Großtaten des Kaisers benannt, die gemeinsam mit dem

Tod des Kaisers in einem Palast Heinrichs VI. auf Sizilien in einem Wandmalereizyklus verewigt wurde¹⁹, auch wenn diese Episode auf der zugehörigen Miniatur der Berner Handschrift (Abb. 7) nicht dargestellt ist. Auf der Gamburg dürfte daher das bedrohliche Heer der Kreuzfahrer vor einer byzantinischen Stadt, Adrianopel oder Konstantinopel, und die Verschiffung nach Kleinasien an dieser Stelle der Wandmalereien zu sehen sein.

Diese recht gut benennbaren Szenen werden im unteren Register der Nordwand (Abb. 1) und auf dem Nordende der anschließenden Ostwand (Abb. 8) von weiteren, teilweise sehr schlecht erhaltenen Kampfszenen umrahmt. All diese Darstellungen dürften den Krieg gegen die Rum-Seldschucken gezeigt haben, mit welchen die Kreuzfahrer nach ihrer Überquerung des Hellespontos sich Schlachten bei Philomelion und Ikonium in Kleinasien lieferten, die sie beide gewannen. So setzte sich das Geschehen wohl erst oben auf der Ostwand vor einer ehemals vielleicht auf einer Fahne benannten Stadt fort, vielleicht einem Ort, an dem die Kreuzfahrer nach der Überfahrt über den Hellespont ankamen, um ihn dann unten gegen die bisherige Erzählrichtung (wieder?) zu verlassen. Goswin von Mallinckrodt hat hierfür Philadelphia vorgeschlagen. Hierbei reiten die mit einem modernen Pferdepanzer ausgerüsteten Ritter²⁰, die Banner wieder voran, unten über Gefallene hinweg.

Folgt man der Ausrichtung der Reiter nach links, so schloss sich an diese Szene das untere Register der Nordwand (Abb. 1) an. Hier ist, wie erwähnt, wohl eine Schlacht zu sehen, von der allerdings nur noch vereinzelte Details wie Kettenhemden, Bein und Lanzen sowie ein Liegender erkennbar sind. Auf diese Darstellung ist auch die inschriftliche Nennung Gottfrieds von Spitzenberg

darüber in deutscher Sprache (Abb. 2 b) bezogen. Dem Bischof dürfte daher hier wieder eine wichtige, vielleicht zentrale Stellung zugekommen sein. Dies könnte für die Schlacht von Ikonium sprechen, wurde dieser Sieg doch in den Quellen besonders mit dem Würzburger Bischof Gottfried von Spitzenberg verbunden²¹ und, wie oben bereits erwähnt, auch unter die darstellungswürdigen Taten Barbarossas in dem Wandmalereiprogramm gezählt, das im „Liber ad honorem Augusti“ beschrieben wird.

Überlegungen zu einem Gesamtprogramm des Raumes

Die wenigen Reste auf den übrigen Wänden schließen sich nur vermutungsweise zu einer Szenenabfolge mit der am besten erhaltenen Überlieferungsinsel im Nordosten des Raums zusammen. Ihre Behandlung soll daher gleich in eine Gesamtbetrachtung des Raums integriert werden. Diese ist insofern geboten, als die besser erhaltenen profanen Wandmalereien dieser Zeit, wie der nahezu komplett überlieferte Iweinzyklus auf Burg Rodeneck bei Brixen, zeigen, dass ein Maler seine Bilderzählung sehr einfühlsam aus dem Raum und seinen Gegebenheiten, den Türen und Fenstern und Raumecken, entwickelte. Ähnliches darf man m.E. auch für die Gamburg voraussetzen.

Der romanische Saalbau der Gamburg besaß ursprünglich über einem Kellergeschoss nur ein Erdgeschoss und den ausgemalten Saal im Obergeschoss statt der heutigen zwei Obergeschosse²². Der obere Saal wies daher ein deutlich tieferes Fußbodenniveau auf als heute. Dementsprechend ging der Blick aus den großen, aufwendig gestalteten Fenstern nicht in die Landschaft, sondern über



Abb. 9: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Südhälfte der Ostwand, Wandmalereiestereste am Ansatz der nördlichen Fensterarkade

diese hinweg in den Himmel²³. Betreten wurde der Raum durch einen Laufgang von der Hoffassade im Osten her, wo am südlichen Ende der Ostwand Reste des Portals erhalten blieben. Der Eintretende

sah gegenüber vom Eingang auf die stark durchfensterte talseitige Westwand, die später durch Umbauten besonders durchgreifend verändert wurde²⁴. Da es hier keine größeren Wandmalereifelder gab,



Abb. 10: Gamburg, Saal mit den Wandmalereien, Südwand, Karrendarstellung

ist mit Einzelbildern, vielleicht mit eher statischen Wiedergaben der Hauptprotagonisten des Kreuzzuges, dem Kaiser und dem Bischof sowie Beringer und weiteren Kreuzfahrern (?), zu rechnen. Aber auch ein rein ornamentaler Dekor wäre denkbar. Neben der erzählerisch wohl in sich geschlossenen Nordostecke (Abb. 1, 8) mit den in zwei Registern angeordneten Geschehnissen rund um die Verschiffung des Heeres nach Kleinasien und den anschließenden Kämpfen boten zum einen die Südwand (Abb. 10), zum anderen die mit ihr verbundene Fläche über dem Eingang am Südende

der Ostwand (Abb. 9) die größten geschlossenen Wandflächen. Da hier Hinweise auf eine Registerbildung fehlen, wären Bildfelder denkbar, welche die gesamten Wandflächen einnahmen.

Vom Feld über dem Eingang blieb leider nur ein sehr kleiner, fragmentierter Rest (Abb. 9), der direkt südlich an die Fenster der Nordhälfte der Wand anschließt. Oben scheinen ein Bein und die Schwertscheide eines aus dem Sattel gehobenen Ritters erkennbar zu sein, in der Mitte des Fragments zwei sich wechselseitig an die Köpfe greifende Personen, von denen die rechte behelmt



Abb. 11: Braunschweig, Dom, Südquerhaus, Ostwand, Helena zieht mit Heeresmacht nach Jerusalem

ist. Unten folgt ein Inschriftenfragment *ITA*. Auf der Südwand wird rechts über und neben der später eingefügten Durchgangstür die spätere Ausmalung des Raumes mit einer einfachen Quadrierung sichtbar. In der älteren, ersten Wandmalereischicht unter dieser erscheint rechts daneben ein großer vier-räderiger Wagen (Abb. 10). Auf ihm sind liegende Kettenhemden erkennbar, neben denen ein Hahn steht. Das Fuhrwerk wird von Pferden gezogen und seitlich von nicht gewappneten Reitern begleitet. Der einzige bisher publizierte Vorschlag, hier eine Szene aus dem Lancelot-Roman zu finden²⁵, dürfte nicht zutreffen, sind die profanen Wandmalereien eines Raumes im 13. Jahrhundert doch in der Regel einem einzigen Thema verpflichtet. Vielmehr scheint mir hier eine Darstellung denkbar, mit der man die logistische Leistung hervorhob, die der 3. Kreuzzug als denkbar größtes Kreuzzugsvorhaben seiner Zeit darstellte. Dieser Aspekt „Pionierarbeit“ wird schon auf dem Teppich von Bayeux mit seiner Schilderung der Invasion Englands und der Schlacht von Hastings 1066 insbesondere durch den Bau der Schiffe betont. Er wird aber auch für den deutschen Heerzug auf dem 3. Kreuzzug mit der Rodung des ungarischen Waldes durch das Kreuzfahrerheer im „Liber ad honorem Augusti“ hervorgehoben, und zwar interessanterweise in den nur hier in einer Miniatur (Abb. 7) überlieferten bzw. fingierten Wandmalereien Heinrichs VI. in einem Palast auf Sizilien²⁶. Sie folgen unten auf die Wiedergabe von Wandmalereien in anderen Räumen des Palasts, die oben mit der Erschaffung der Welt, Arche Noah, Abraham, Moses Durchzug durch das Rote Meer und dem thronenden König David eine Art Zeitalterfolge des Alten Testaments bietet, in der Mitte aber, sozusagen im direkten Anschluss an David, den alten Kaiser Barbarossa, der zwischen seinen Söhnen Heinrich und Philipp

thront. Die Rodung der ungarischen Wälder wird in der Inschrift auf den Befehl Barbarossas hin durchgeführt: *Fredericus Imperator iubet incidere nemus Ungarie*. Die Schilderungen der Wandmalereien im 50. Kapitel umfassen dann mit dem in der „Belagerung Konstantinopels“ gipfelnden Konflikt mit dem byzantinischen Kaiser und dem Sieg über die Muslims von Ikonium in Kleinasien sowie schließlich dem Tod Barbarossas im Saleph wesentliche Geschehnisse aus einer zeitgeschichtlich-chronikalischen Sicht, wobei sie auf die Bewährung der Kreuzfahrer gegen gleich drei feindlich eingestellte Länder, Ungarn, Byzanz und das Reich der Seldschuken, fokussieren²⁷.

Bedenkt man die Abfolge der Szenen in der Nordostecke (Abb. 1, 8) als eine Art Bustrophenodon, bei welchem die Erzählrichtung vom oberen Register zum unteren wechselt, so scheint mir für die narrativen Szenen im ganzen Raum eine Anordnung im Uhrzeigersinn naheliegend. Sollte der Zyklus auf der Eingangswand begonnen haben, wie dies im Iweinsaal auf Burg Rodeneck der Fall ist, so könnten auf der Gamburg die hier vielleicht ehemals über dem Eingang wiedergegebenen Kampfszenen den logistischen Anstrengungen vorangehen, die man in der Wagenszene der anschließenden Südwand vermuten könnte. Zumindest denkbar wären hier statt einer Schlacht auch Kampfübungen. Ein aus dem Sattel gehobener Ritter könnte für eine Tjost und damit für Turnier stehen, die Bartzieher könnten beim Ringen zu sehen sein. War hier vielleicht sogar die Vielfalt solcher Aktivitäten auf dem sogenannten Mainzer „Hoftag Jesu Christi“ 1188 zu sehen, der direkt im Anschluss an den Fall Jerusalems 1187 den Kreuzzug propagierte? Er hob sich hierin von dem unbeschwertem Fest der Schwertleite der Barbarossa-Söhne auf dem vorhergehenden Mainzer Hoftag



Abb. 12: Salzburg, Festung Hoher Stock, Wandmalereistreifen über den Fensterarkaden

von 1184 ab, in dem man gern einen Höhepunkt ritterlicher Laienkultur der Stauferzeit sah. Auf dem Mainzer „Hoftag Jesu Christi“ predigte zudem der Würzburger Bischof Gottfried für den Kreuzzug. Bei der Betonung seiner Person auf der Nordwand wäre diese Predigt in Verbindung mit Kampfübungen über dem Eingang ein guter Auftakt für einen Zyklus gewesen, der den 3. Kreuzzug auf diesen Bischof und sein Umfeld hin fokussierte.

In diesem Falle ergäbe sich eine Bildabfolge, die mit dem Mainzer „Hoftag Jesu Christi“ als Auftakt des 3. Kreuzzuges an der Ostwand (Abb. 9) begann, um dann dessen logistische Vorbereitung etwa in Form eines Bildes des Kreuzzugstrosses an der Südwand (Abb. 10) weiter zu führen. Nach der Zäsur auf der nicht für größere szenische Darstellungen geeigneten Westwand folgten die Episoden der Nordostecke (Abb. 1, 8), die den Weg zum

Hellespont und dessen Überquerung als weitere denkwürdige Großtat sowie die Kämpfe mit den Heiden zeigten. Die Umkehrung der Erzählrichtung am Ende des Zyklus hätte hier noch einmal die größere Schlachtdarstellung des unteren Registers der Nordwand, wohl die Schlacht von Ikonium, hervorgehoben, über welcher der Name des Würzburger Bischofs Gottfried (Abb. 2 b) zu Recht betont worden wäre.

Ein solcher Rekonstruktionsvorschlag muss hochspekulativ bleiben und ist natürlich nicht ohne bedenkenswerte Alternativen. So wäre auf der Ostwand über dem Eingang auch die Wiedergabe einer entscheidenden Schlacht gegen die Muslime in Kleinasien denkbar. Dies gilt wiederum insbesondere für die Schlacht von Ikonium, die wie dargestellt im „Liber ad honorem Augusti“ als Wandbild im Palast Heinrichs VI. genannt wird und zudem in der Überlieferung mit dem Würzburger Bischof verbunden erscheint. Allerdings ist sie dort schwieriger in den Szenenablauf der Wandmalereien des Raumes zu integrieren als im unteren Register der Nordwand.

Unabhängig hiervon dürfte der Zyklus Anknüpfungspunkte für eine Selbstverortung des Auftraggebers Beringer, insbesondere im Bezug auf seinen Lehnsherren, den Würzburger Bischof Gottfried von Spitzenberg, geboten haben, ebenso wie für die lokale Erinnerungsgemeinschaft rund um den Kreuzzug und den auf diesem verstorbenen Bischof. Nachweislich sind der Bischof, vielleicht aber auch Beringer und der Wertheimer Graf, möglicherweise beide als Bannerträger, im Zyklus dargestellt. Die Wandmalereien konnten somit der Aneignung von Zeitgeschichte durch den Besitzer der Wandmalereien und sein Umfeld dienen und Beringer zudem in seinem sozialen Umfeld, in dem er nach seiner Rückkehr anscheinend nicht kon-



Abb. 13: Salzburg, Festung Hoher Stock, Wandmalereien, Dekormalerei der Fensterarkaden



Abb. 14: Salzburg, Festung Hoher Stock, Wandmalereien, Herbeireitende

fliktfrei agierte, entsprechend positionieren²⁸. Sie dienten zugleich der Memorialgemeinschaft unter den Kreuzfahrern des 3. Kreuzzugs rund um den im Würzburger Dom bestatteten Bischof.

Vergleiche zu den Wandmalereien der Gamburg

Dass solche Zyklen, wie sie das „Liber ad honorem Augusti“ (Abb. 7) zeigt, auch in den sizilianischen

Königspalästen nicht völlig fiktiv gewesen sein müssen, legen schon unter den Normannenkönigen im 12. Jahrhundert entstandene Mosaikausstattungen nahe. Dort verbindet sich die byzantinisch geprägte Technik des Mosaiks mit der Repräsentation eines hier neu auftretenden Typus von Herrschaft, der den König als Friedensbringer statt in Burgen in großen Palastanlagen und Gärten einer multikulturellen Bevölkerung darbot²⁹. Neben Darstellungen von Jagd und paradiesischer



Abb. 15: Salzburg, Festung Hoher Stock, Wandmalereien, Schwurszene

Natur gab es in der Torre Pisana des Königlichen Palastes über Palermo aber auch die Darstellungen von Reitern, die durchaus zu einem zeitgeschichtlichen Zyklus gehört haben könnten³⁰. Doch ist hier leider für eine genaue Bestimmung zu wenig erhalten. Dass gerade bei den Normannen Darstellung von Kriegszügen, den damit verbundenen logistischen Großleistungen und Pionierarbeiten, dazu Hofleben und breit angelegte, teilweise anekdotisch zugespitzte Kampfdarstellungen

anzutreffen sind, belegt eindrücklich der Teppich von Bayeux.

Fokussiert man auf den deutschsprachigen Bereich, so sind hier auch die Wandmalereien in Kirchen von Interesse. Dies gilt etwa für den Zyklus zum Hl. Kreuz im Braunschweiger Dom, der Fürstengrablege der Welfen, die von Barbarossas langjährigem Verbündeten, schließlich aber Hauptgegner im Reich, Heinrich dem Löwen, gegründet wurde³¹. Mit deutlichem Bezug auf die



Abb. 16: Salzburg, Festung Hoher Stock, Wandmalereien, Wegreitende

Kreuzzüge vereinen sich hier um 1240 in dem umfanglichsten Zyklus zum Hl. Kreuz des Mittelalters etliche Vorbilder für jeden Kreuzfahrer: Neben Konstantin sind es vor allem dessen Mutter Helena, deren Jerusalemreise (Abb. 11), auf der sie das Kreuz Christi findet, breit dargestellt ist, sowie der byzantinische Kaiser Heraklius, der über den Perserkönig Chosroes siegt und das zuvor von diesem in Jerusalem geraubte Kreuz Christi dorthin zurück

bringt. Zwar sind die Wandmalereien etwa eine Generation jünger als diejenigen der Gamburg, bieten aber sowohl im Detail, etwa den Differenzierungsmöglichkeiten bei der Darstellung von Reiter- bzw. Heerzügen (Abb. 11), wie auch in der direkt auf die Ansprache höfischer Eliten angelegten, märchenhaft reichen und sich damit von den restlichen Malereien im Braunschweiger Dom abhebenden Bildersprache interessante Vergleiche.



Abb. 3. Innenansicht des ausgemalten Gemaches.

Abb. 17: Schmalkalden, Hessenhof, Iweinsaal, Gesamtansicht (Umzeichnung nach P. Weber)

Das Hauptvergleichsobjekt zur Gamburg sind aber die lange Jahre trotz bester Sichtbarkeit nach ihrer Freilegung völlig unbeobachtet gebliebenen und dann erst vor wenigen Jahren von Elga Lanc publizierten Wandmalereien (Abb. 12–16) wohl des 2. Viertels des 13. Jahrhunderts im Festsaal im Hohen Stock der Festung Hohensalzburg³². Die erhaltenen Fragmente befinden sich hier über und nicht neben einer ehemals weithin geöffneten Reihe

von Fensterarkaden. Lage und Art des Saalbaus der Festung bieten eine enge zeitgenössische Parallele zur Gamburg. Man muss also in solchen Saalbauten öfter mit profanen Wandmalereien rechnen. Darüber hinaus bieten hier die Arkaden gemalten Dekor (Abb. 13), der in der knollenartigen Steinimitation durchaus vergleichbar ist mit den heute vor allem auch im UV-Licht noch gut erkennbaren Fassungsresten der Arkaden der Gamburg (Abb. S. 142).



Abb. 18: Verona, San Zeno, Torre Abbaziale, Sala. Wandmalerei: Friedrich II. von den Völkern der Welt verehrt

Von besonderem Interesse ist in Salzburg der größte erhaltene Streifen profaner Szenen (Abb. 12). Er zeigt links gewappnete Reiter (Abb. 14), darunter einen, der sein Schwert einsteckt, die durch ein Tor zu einer Schwurszene (Abb. 15) galoppieren, um diesen Ort danach wieder nach rechts reitend (Abb. 16) zu verlassen. Der Schwur wird im Beisein eines thronenden Herrschers auf ein Schwert geleistet, das ein Thronbegleiter den in reiche Gewänder gekleideten Schwörenden darbietet. Nach dem ansprechenden Vorschlag von Lanc könnte hier Kaiser

Friedrich II. bei der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* 1220 in Frankfurt zu sehen sein. Neben anderen Kirchenfürsten erhielt hierbei auch der Salzburger Erzbischof Eberhard II. die Würde eines Reichsfürsten. Sollte die Benennung der Szene zutreffen, darf man sich den Salzburger Erzbischof in den Wandmalereien in seiner Burg sicherlich vorne direkt beim Kaiser und damit besonders hervorgehoben denken. Die Wandmalereien würden in diesem Fall wiederum die Verortung des Besitzers der Burg, hier in seiner Verbindung zur höchsten weltlichen Macht, beför-

dern, indem sie die Konstituierung seines Status als Landesherren zeigen. Dies wäre eine Analogie zur Gamburg, auf welcher der im gewissen Sinne auch rechtlich relevante Status Beringers des Jüngeren als Kreuzfahrer festgehalten wird.

Indem die Schwörenden in voller Rüstung herbeireiten, erscheint der Vorgang wie ein ritteilicher Stoff stilisiert und ist hierdurch etwa mit dem Iweinzyklus auf Burg Rodenegg vergleichbar. Ist auf der Gamburg ein gerüsteter Bischof hervorgehobener Teil des Heerzuges, so würde er im Salzburger Fall zu den wie Ritter agierenden neuen Landesfürsten gehören. Auf eine ähnliche Verbindung geistlicher und weltlicher Sphären und Würden können im Salzburger Fall die etwas älteren Wandmalereien auf Hohenwerfen, einer weiteren Burg der Salzburger Erzbischöfe, verweisen, wo ein machtvoller Ritter als Wächterfigur den Zugang zur Burgkapelle bewacht³³. Auf Hohenwerfen scheint damit wiederum ein enges, auf Teilhabe beruhendes Verhältnis vom Bischof zur Ritterschaft zu bestehen, das letztlich auch in den Wandmalereien der Gamburg deutlichen Ausdruck findet.

Sucht man nach weiteren Beispielen wie der Gamburg oder der Festung Hohensalzburg, bei denen Wandmalereien der Verortung der Auftraggeber in ihrem eigenen Sozialgefüge dienen, so trifft dies mit jeweils eigenem Akzent etwa auch auf die Iweinzyklen von Rodenegg und Schmalkalden (Abb. 17) aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zu, die jeweils über die Zugehörigkeit zur arthurisch geprägten Hofkultur hinaus auch die Gastfreundschaft des Hauses und damit in einem zeitgenössischen Begriff dessen *Hûsêre*, d.h. Hausehre, auf spezifische Weise herausstellen³⁴. Letzteres gilt wohl auch für die Ausmalung der Torre Abbaziale bei S. Zeno in Verona (Abb. 18)

aus den 1230er Jahren – dem Gästehaus des Abtes, in dem wohl auch Friedrich II. während seiner Auseinandersetzungen mit dem lombardischen Städtebund mehrfach logierte –, die den Abt in seiner Herrschernähe und seiner Fähigkeit, den Herrscher gastlich aufzunehmen, zeigte³⁵.

Schluss

Die hier vorgestellten, kaum bekannten und vor allem noch nicht in der Zusammenschau betrachteten profanen Wandmalereien der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigen, dass Zeitgeschichte ein Bereich war, den viele Vertreter unterschiedlicher Eliten in diesem Medium thematisierten, vom Herrscher über den Kirchenfürsten bis hin zum lokalen Adel, wie im Falle des Beringer von der Gamburg. Zeitgeschichte diente hierbei der je eigenen Aneignung von Geschichte. In den wohl oft in die Rituale der Gastfreundschaft eingebundenen, aber auch für Rechtsakte tauglichen Saalräumen, in denen sich die Wandmalereien befanden, verhalfen diese Malereien den Gastgebern zu Selbstdarstellung und Selbstverortung in ihrem Sozialgefüge, sei es als Mitglieder der höfischen Kultur und vorbildliche Gastgeber, wie insbesondere auf Rodenegg und Schmalkalden, sei es als Landesfürsten, wie auf der Hohensalzburg, sei es auch bei dem auch rechtlich relevanten Status als Kreuzzugsheimkehrer und als Mitglied einer aus dem Kreuzzug hervorgegangenen adeligen Gedächtnisgemeinschaft.

Anmerkungen

- 1 Zu Runkelstein nahe Bozen vgl. Schloss Runkelstein. Die Bilderburg, Katalog zur Ausstellung 2000, Burg Runkelstein bei Bozen, Bozen 2000. Zum Iweinzyklus auf Burg Rodeneck bei Brixen vgl. etwa James A. RUSHING, JR., *Images of Adventure. Yvain in the Visual Arts*, Philadelphia 1995; Volker SCHUPP/Hans SZKLENAR, *Yvain auf Schloß Rodeneck. Eine Bildgeschichte nach dem „Iwein“ Hartmanns von Aue*, Sigmaringen 1996.
 - 2 Mein herzlicher Dank gilt ihm und seiner Familie für die Gastfreundschaft auf der Gamburg und den Gedankenaustausch vor den Wandmalereien, von dem ich sehr profitiert habe, sowie für die zur Verfügung gestellten Abbildungen der Wandmalereien aus verschiedenen Kampagnen, die zusammen mit den Rekonstruktionen Goswin von Mallinckrodt meine Arbeitsgrundlage bildeten. Zur Entdeckung von Palas und Wandmalereien der Gamburg vgl. etwa Thomas BILLER, Entdeckung eines Palas mit spätromanischer Ausmalung auf der Gamburg (Main-Tauber-Kreis), in: *Burgen und Schlösser* 31 (1990) S. 117–119.
 - 3 Etwa diejenigen der Burg des Niclas von St. Omer in Theben, vgl. Robert BARTLETT, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonialisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1998, S. 316 f. Für die ab Mitte des 13. Jahrhunderts in königlichen Palästen in England gehäuft auftretenden Darstellungen zur Kreuzzugsthematik vgl. etwa Judith COLLARD, *Effigies ad Regem Angliae and the Representation of Kingship in Thirteenth-Century English Royal Culture*, in: *The Electronic British Library Journal* 2007, article 9, S. 23 f., mit weiterer Literatur, vgl. www.bl.uk/eblj/2007/articles/pdf/ebljarticle92007.pdf (4.6.2016).
 - 4 Zu den Wandmalereien vgl. bisher vor allem Helga FABRITTIUS, Die mittelalterlichen Wandmalereien der Gamburg, in: *Burgen und Schlösser in Thüringen und seinen Nachbarländern* (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5), München/Berlin 2000, S. 253–264, mit teilweise veralteten Rekonstruktionen und nicht dem ganzen bis heute freigelegten Bestand; aus historischer Perspektive bei Peter RÜCKERT, Die Edelreifen von Lauda, Zimmern und Gamburg, in: *Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben*, hg. von Ferdinand KRAMER/Wilhelm STÖRMER (Studien zur Bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 20), München 2005, S. 591–642, hier S. 638–642; DERS., *Adelige Herrschaft und Repräsentation im Hohen Mittelalter. Literatur und Architektur im Umfeld der Grafen von Wertheim und der Herren von Gamburg*, in: *Wirtschaft – Gesellschaft – Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel*, hg. von Hans-Peter BAUM/Rainer LENG/Joachim SCHNEIDER (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 107), Stuttgart 2006, S. 289–306, hier S. 301–306; zur Darstellung Barbarossas vgl. Knut GÖRICH, *Barbarossa-Bilder – Befunde und Probleme*, in: *Barbarossabilder. Entstehungskontexte, Erwartungshorizonte, Verwendungszusammenhänge*, hg. von Knut GÖRICH/Romedio SCHMITZ-ESSER, Regensburg 2014, S. 9–29, hier S. 14 f.,
- Abb. 4–5. Jetzt auch kurze Erwähnung in Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK, *Mittelbare Partizipation am Kreuzzug. Nord- und mitteldeutsche Bildzeugnisse nach dem Fall Jerusalems 1187*, in: *Kreuzzug und Gender*, hg. von Ingrid BAUMGÄRTNER/Melanie PANSE (Das Mittelalter, Bd. 21 Heft 1), Berlin 2016, S. 61–82, hier S. 64 f.
- 5 Vgl. RÜCKERT, *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 301–306.
 - 6 Zum geschichtlichen Hintergrund der Gamburg und zum Folgenden vgl. Volker RÖDEL, *Die Gamburg: Burg, Geschlecht und Burgbesatzung im 12. und 13. Jahrhundert nach den Schriftquellen*, in: *Burgen und frühe Schlösser in Thüringen und seinen Nachbarländern* (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5), München/Berlin 2000, S. 231–242; RÜCKERT, *Edelfreien* (wie Anm. 4) S. 592–595, 620–642; RÜCKERT, *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 294, 301–306.
 - 7 Vgl. den Beitrag von Eckart Conrad LUTZ im vorliegenden Band.
 - 8 Vgl. den Beitrag von Katinka HÄRET-KRUG im vorliegenden Band.
 - 9 Zu Beringer dem Jüngeren und dem Folgenden vgl. RÜCKERT, *Edelfreien* (wie Anm. 4) S. 624–642; DERS., *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 302–306.
 - 10 Zu Bischof Gottfried von Spitzenberg und seinem Anteil am 3. Kreuzzug vgl. Alfred WENDEHORST, *Das Bistum Würzburg 1*, (Germania sacra, NF Bd. 1, Berlin 1962) S. 176 f.; RÜCKERT, *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 302 f. Zum Kreuzzug und der Rolle des Bischofs vgl. auch Knut GÖRICH, *Friedrich Barbarossa. Eine Biographie*, München 2011, hier S. 541, 552, 581–586.
 - 11 RÜCKERT, *Edelfreien* (wie Anm. 4) S. 629.
 - 12 Hans-Rudolf MEIER, *Die normannischen Königspaläste in Palermo: Studien zur hochmittelalterlichen Residenzbaukunst*, Worms 1994.
 - 13 RÜCKERT, *Edelfreien* (wie Anm. 4) S. 638–642; DERS., *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 304–306.
 - 14 Zum Saalbau vgl. Johannes GROMER, *Der Palas der Gamburg*, in: *Burgen und Schlösser* 36/I (1995) S. 6–17; DERS., *Die Gamburg, ihr romanischer Palas*, in: *Burgen und Schlösser in Thüringen und seinen Nachbarländern* (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5), München/Berlin 2000, S. 243–252; Judith BANGERTER-PAETZ, *Saalbauten auf Pfalzen und Burgen im Reich der Staufer von ca. 1150–1250*, Diss. Hannover 2007, hier S. 361–376, im Internet konsultierbar unter www.baufachinformation.de/dissertation/Saalbauten-auf-Pfalzen-und-Burgen-im-Reich-der-Staufer-von-ca/2007119023551 (5.6.2016); DIES., *Saalbauten auf Pfalzen und Burgen im Reich der Staufer: zur Rekonstruktion, Ausstattung und Nutzung des Saales*, in: *Mittelalter: Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereines* 12 (2007) S. 143–159, hier S. 144, 150–152, Anm. 19, S. 154, 156, Abb. 2, 15 a,b, sowie den Beitrag von derselben in diesem Band. Der Vergleich mit dem Kapitelsaal von Bronnbach bereits bei BILLER (wie Anm. 4) S. 118, vgl. auch RÜCKERT, *Herrschaft* (wie Anm. 4) S. 303 f., mit Verweis auf 1205 von den Zisterziensern aus Bronnbach auf die Gamburg für Bauarbeiten gelieferte Werksteine.

- 15 RÜCKERT, Herrschaft (wie Anm. 4) S. 303 f. Vgl. auch den Hinweis bei BILLER (wie Anm. 2) S. 118, auf die Wandmalereien als „die unterste Farbschicht auf dem Innenputz“, von der „an mehreren Stellen klare Putzkanten Bezug nehmen auf die romanischen Arkaturen“.
- 16 Oswald HOLDER-EGGER, Cronica Reinhardbrunnensis, in: MGH SS, Bd. XXX.1, S. 490–656, hier S. 546 f. Vgl. auch Stefan TEBRUCK in diesem Band, der im Falle des Landgrafen die Möglichkeit für Gefolgsleute betont, sich in ihrer Erinnerung mit einem auf dem Kreuzzug verstorbenen Anführer zu verbinden, was auch für den Würzburger Bischof und seine mit auf den Kreuzzug gezogenen Lehnsleute zutrifft.
- 17 RÜCKERT, Edelfreien (wie Anm. 4) S. 595.
- 18 Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis, Bern, Burgerbibliothek, Codex 120 II, fol. 107 r, vgl. Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis, Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern. Eine Bilderchronik der Stauferzeit, hg. von Theo KÖLZER/Marlis STÄHLI, Textrevision und Übersetzung von Gereon BECHT-JÖRDENS, Sigmaringen 1994, S. 82 f. Vgl. auch Henrike MANUWALD in diesem Band.
- 19 Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti (wie Anm. 18) fol. 142 v–143 r, vgl. KÖLZER/STÄHLI/BECHT-JÖRDENS (wie Anm. 18) S. 232–235 (Vers 1591–1604).
- 20 Zum Rosspanzer vgl. FABRITIUS (wie Anm. 4) S. 257, 259 f., wobei es aber die hier postulierte „zeitliche Verschiebung von 20–30 Jahren, mit der man im Hochmittelalter bei den künstlerischen Darstellungen gegenüber den schriftlichen Quellen“ zu rechnen hätte, gerade nicht gegeben hat, sodass mit dem Rosspanzer auch schon in der Zeit seiner ersten schriftlichen Quellen, d.h. um 1200, zu rechnen ist.
- 21 WENDEHORST (wie Anm. 10) S. 177; RÜCKERT, Herrschaft (wie Anm. 4) S. 303; GÖRICH, Barbarossa (wie Anm. 10) S. 581–586.
- 22 GROMER, Die Gamburg (wie Anm. 14).
- 23 Vgl. BANGERTER-PAETZ, Saalbauten 2007 (wie Anm. 14) S. 369 f., Anm. 936 zu den hochliegenden Fenstern.
- 24 Vgl. den Baulalterplan bei GROMER, Die Gamburg (wie Anm. 14).
- 25 FABRITIUS (wie Anm. 4) S. 262.
- 26 Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti (wie Anm. 18) fol. 143 r, Ausmalung der Räume im Palast, vgl. KÖLZER/STÄHLI/BECHT-JÖRDENS (wie Anm. 18) S. 234 f.
- 27 Petrus de Ebulo, Liber ad honorem Augusti (wie Anm. 18) fol. 142 v, vgl. KÖLZER/STÄHLI/BECHT-JÖRDENS (wie Anm. 18) S. 232 f. (Verse 1585–1606).
- 28 Vgl. RÜCKERT, Edelfreien (wie Anm. 4) S. 630–634.
- 29 MEIER (wie Anm. 12) S. 137–164, 172–180.
- 30 Ebd., S. 42–45. Fig. 11, Abb. 15 f.
- 31 Zur Stiftskirche St. Blasii, ihrer Architektur- und Institutionsgeschichte und vor allem den Wandmalereien vgl. aktuell die Beiträge im Band Die Wandmalereien im Braunschweiger Dom St. Blasii, hg. von Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK/Joachim HEMPEL, Regensburg 2014, zum Zyklus zum Hl. Kreuz vgl. dort besonders Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Die mittelalterlichen Wandmalereien von St. Blasii in Braunschweig, S. 164–240, hier S. 219–230. Vgl. auch die Ausführungen zu dem Braunschweiger Zyklus bei Johann-Christian KLAMT, Die mittelalterlichen Monumentalmalereien im Dom zu Braunschweig, Phil. Diss. masch. Berlin 1966, hier S. 136–173; Stefan BRENSKE, Der Hl. Kreuz-Zyklus in der ehemaligen Stiftskirche St. Blasius (Dom). Studien zu den historischen Bezügen und ideologisch-politischen Zielsetzungen der mittelalterlichen Wandmalereien (Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Bd. 25 = der ganzen Reihe Bd. 72), Braunschweig 1988; Marcell RESTLE, Braunschweig und Byzanz. Der Konstantin- und Herakleioszyklus im Braunschweiger Dom, in: Wandmalereien in Niedersachsen, Bremen und im Groninger Land, hg. von Rolf-Jürgen GROTE/Kees VAN DER PLOEG, Katalog- und Aufsatzband, München/Berlin 2001, Aufsatzband, S. 60–69; WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Partizipation (wie Anm. 4) S. 75–82.
- 32 Elga LANC, Zur Rolle Salzburgs in der Monumentalmalerei der Alpenländer, in: Romanische Wandmalerei im Alpenraum. Referate der wissenschaftlichen Tagung Schloß Goldrain 2001, hg. von Helmut STAMPFER (Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 4), Bozen 2004, S. 223–264, hier S. 260 f., Abb. 26; DIESS., Neue religiöse und profane Monumentalmalerei der Romanik in der Festung Hohensalzburg, in: 12. Österreichischer Kunsthistorikertag: „Im Netz(werk)“: Kunst – Kunstgeschichte – Politik, Salzburg 2003/Wien 2004, S. 116–123; Patrick SCHICHT, Die Festung Hohensalzburg. Der Führer zu Geschichte und Architektur, Wien 2007, S. 18–26, mit Abbildung der freigelegten Arkadenmalereien.
- 33 LANC, Rolle (wie Anm. 32) S. 245–250.
- 34 Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Secular Arts: Their Order and Importance, in: From Minor to Major: The Minor Arts in Medieval Art History, hg. von Colum HOURIHANE (The Index of Christian Art, Occasional Papers, Bd. 14), Princeton 2012, S. 66–81, hier S. 76–81.
- 35 Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Bilder für Friedrich II.? Die Wandmalerei der Torre Abbaziale von San Zeno in Verona, in: Herrschaftsräume, Herrschaftspraxis und Kommunikation zur Zeit Kaiser Friedrichs II., hg. von Knut GÖRICH/Jan KEUPP/Theo BROEKMANN (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilian-Universität München, Bd. 2), München 2008, S. 207–227. Dieser Aspekt der Selbstdarstellung steht im Zentrum meines Teilprojektes 21 „Der König als Gast – Haus und Herrschaft in der profanen Wandmalerei“ des von der DFG zum 1. Juli 2016 neu eingerichteten Bonner SFB 1167 „Macht und Herrschaft – Vormoderne Konfigurationen in transkultureller Perspektive“, vgl. www.sfb1167.uni-bonn.de (8.7.2016).

Adelige Repräsentation in hochmittelalterlichen Saalbauten – die Gamburg im Vergleich mit Saalbauten auf Pfalzen und Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts

Einleitung: Typologie Saalbau und Saalgröße¹

Die Definition des Saalbaus² muss von der Bautypologie und der Entwicklung der Saalbauten vorstaufrischer Pfalzen abgeleitet werden. Wie Ausgrabungen von karolingischen und ottonischen Pfalzen zeigen, besaßen diese große, langgestreckte, rechteckige Gebäude, die nur aus einem Raum bestanden. In den Schriftquellen wurden sie auf lateinisch *aula*, besonders bei königlichen Anlagen auch *aula regia* genannt. Auf Deutsch wurden sie einfach als *sal* bezeichnet³.

Das wichtigste Element des Saalbaus ist, wie der Name schon verrät, somit der Saal. Ein Saal wird als ein großer, ein- oder mehrschiffiger Raum definiert, der eine gesamte Geschossfläche einnehmen kann oder zumindest alle anderen Räume des Geschosses in seinem Ausmaß deutlich übertrifft. Spätestens seit staufrischer Zeit liegt er im Obergeschoss. Neben seiner Größe unterscheidet er sich von den anderen Räumen durch die repräsentative, aufwendige Gestaltung seiner Ausstattungselemente, wie seiner Fenster, Portale und Kamine (Abb. 1).

Unter einem Saalbau in staufrischer Zeit wird ein in der Regel zwei- oder dreigeschossiges Gebäude verstanden, das wesentlich durch einen oder mehrere Säle bestimmt ist. Der Saalbau besitzt im Allgemeinen eine klare Gebäudeform mit langgestrecktem, meist rechteckigem Grundriss. Er wird quer erschlossen, wodurch häufig freistehende Längsseiten entstehen.

Aus bautypologischer Sicht wird zwischen einem reinen und einem differenzierten Saalbau unterschieden. Der seltenere reine Saalbau besteht ausschließlich aus mehreren geschossgroßen Sälen übereinander. Es ist davon auszugehen, dass diese zeitweilig für festliche Veranstaltungen genutzt wurden, während die Wohnräume in separaten Gebäuden untergebracht waren. Als Beispiel für einen reinen Saalbau sei auf denjenigen der Pfalz in Goslar/Niedersachsen (um 1050) hingewiesen, der bis zu seinem Umbau Ende des 13. Jahrhunderts aus zwei übereinander liegenden Saalgeschossen bestand⁴. Mit seinen Außenmaßen von 17,5 × 49 m hat er auch den größten heute noch erhaltenen Grundriss. Daneben können

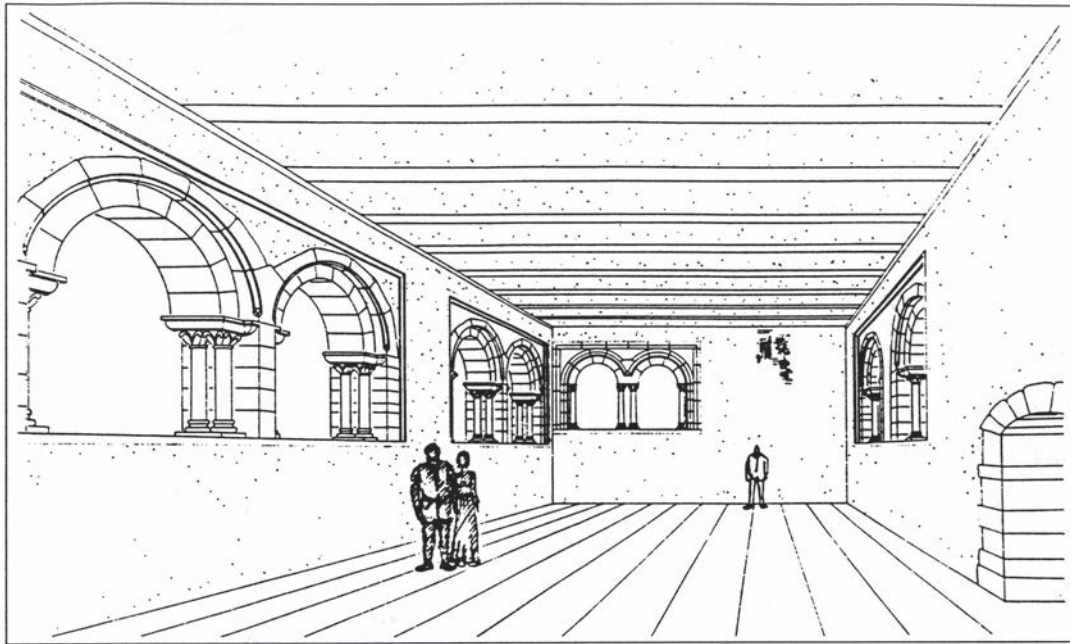


Abb. 1: Gamburg, Rekonstruktion des Saales, mit Blick nach Norden. Rechts: Zugang Saalportal (Zeichnung: J. Gromer 1997)

die reinen Saalbauten der Burgen Tirol/Südtirol (1138/39), Dankwarderode in Braunschweig/Niedersachsen (3. Viertel 12. Jahrhundert) und der Gamburg/Baden-Württemberg (um 1180/90 bis Anfang 13. Jahrhundert) angeführt werden.

Der von Beringer dem Jüngeren von Gamburg um 1180/90 errichtete reine Saalbau der Gamburg⁵ erhebt sich auf einer rechteckigen Grundfläche von 16/16,5 × 12/12,5 m ursprünglich dreigeschossig. Dabei erreichen seine Umfassungsmauern an der östlichen Hoffassade eine Höhe von 11 m, an der westlichen Talseite 15,5 m über dem Niveau des Zwingers. Über einem kellerartigen Substruktionsgeschoss zum Ausgleich des Niveauunterschiedes zwischen Burghof und

Zwinger gab es somit zwei Saalgeschosse. Seine an allen Gebäudeecken bis zur Traufe reichenden homogenen Eckquaderungen belegen, dass das Gebäude bis zur heutigen Traufhöhe in einem Zug errichtet wurde (Abb. 2).

Häufiger kommt der differenzierte Saalbau vor, der einen Saal im Obergeschoss (Girbaden/Elsass um 1220/30, Rothenburg bei Kyffhausen/Thüringen Mitte 13. Jahrhundert) oder mehrere Säle in den beiden Obergeschossen (Gelnhausen/Hessen um 1170–80, Neuerburg im Westerwald/Rheinland-Pfalz ca. 1160/70, Ulrichsburg/Elsass um 1200) mit Wohnräumen unter einem Dach kombiniert. Sein Saal kann dabei die gesamte Geschossfläche einnehmen, so dass es sich



Abb. 2: Hofansicht Gamburg mit Eckquaderung aus der Erbauungszeit (Foto: G. von Mallinckrodt 2016)

um ein Saalgeschoss handelt, wie dies in Girsbaden und Rothenburg bei Kyffhausen der Fall ist. Ihm kann ein Gang vorgelegt sein, wie auf der Wartburg bei Eisenach/Thüringen (1156–72), oder er teilt das Geschoss mit mehreren kleineren Räumen, wie in Eger/Tschechische Republik

(1170/80 oder um 1220/30) und in Gelnhausen. Der Saal im mittleren Geschoss in Gelnhausen nimmt nur etwa die Hälfte der Geschossfläche ein, während sich auf der anderen Seite zwei kleinere Räume mit hofseitigem, vorgelagertem Gang befanden⁶.

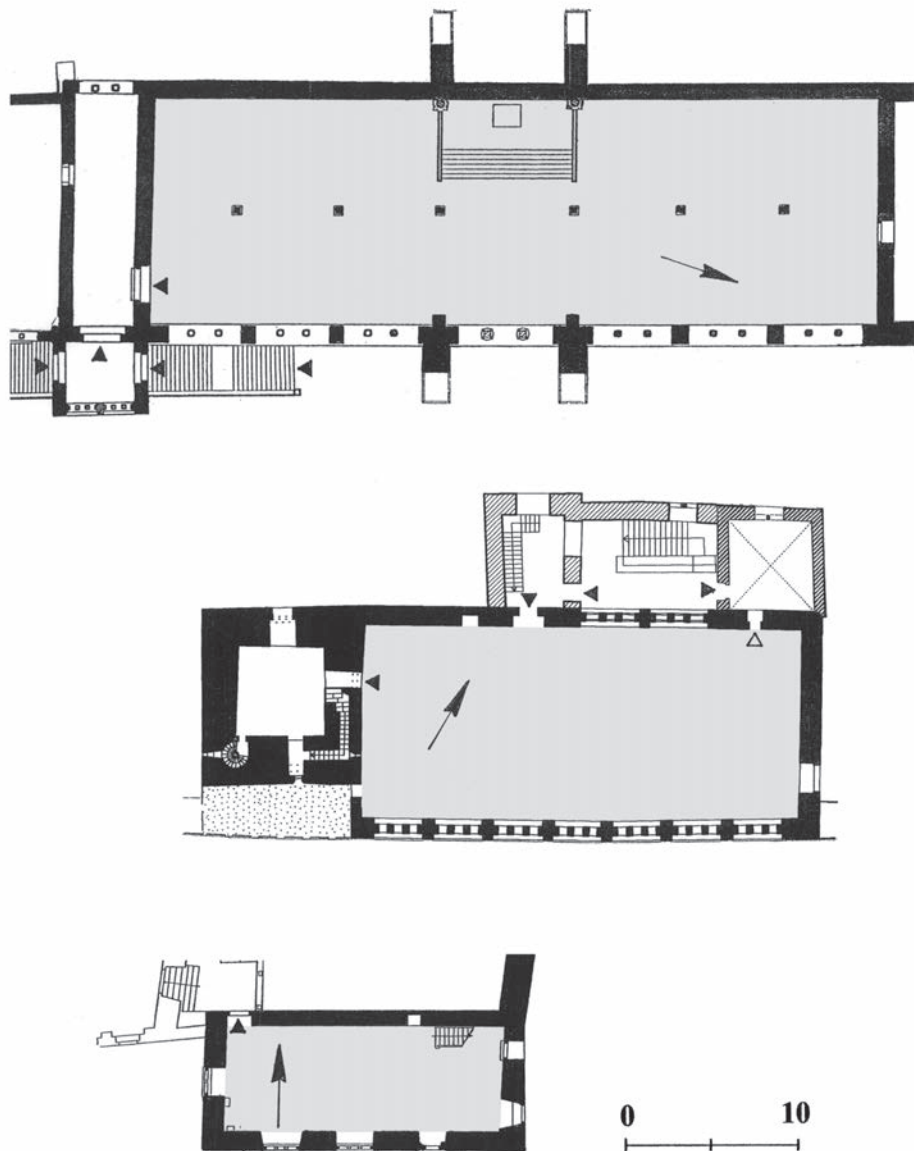


Abb. 3 a-c: Größenvergleich der Saalgrundrisse von Goslar, Weißensee und Gndenstein

Die Säle im Obergeschoss können die gesamte Geschossfläche oder einen Teil von ihr einnehmen, wobei sie – in Abhängigkeit zu deren Größe – sehr unterschiedliche Raumvolumen aufweisen. Bei den Saalgeschossen besitzen die Säle in Goslar (47 × 15 m Grundfläche; 6,6 m Raumhöhe), Braunschweig (39,5 × 12,5 m Grundfläche; 5,5 m Höhe) und Girsbad/Elsass (33,5 × 11,3 m Grundfläche; 5,1 m Höhe) die größte Ausdehnung. Im Vergleich hierzu seien der mittelgroße Bau der Runneburg in Weißensee/Thüringen (25 × 11 m Grundfläche; 4,2 m Höhe) sowie die Saalbauten von Gnanstein/Sachsen (15,5 × 5,5 m Grundfläche; 3,6 m Höhe) und der Neuerburg im Westerwald (8,5 × 7,5 m Grundfläche; 3,8 m Höhe) als die beiden kleinsten in der Bauuntersuchung dokumentierten Säle erwähnt (Abb. 3 a-c).

Dabei fällt auf, dass Säle mit großen Grundflächen, wie in Goslar, oft eine gesteigerte Raumhöhe erreichen. Doch auch einige kleinere Säle haben eine relativ große Höhe im Vergleich zu ihrer Saallänge bzw. Grundfläche. Dadurch verändert sich die Gesamtwirkung des Saales, da nun das aufstrebende Element gegenüber dem lagerhaften, waagerechten Element verstärkt hervortritt. So besitzt z.B. der Gamburger Saal bei einer Grundfläche von 14 × 9 m eine ursprüngliche Höhe von 5,5 Metern⁷.

Die Ausstattung der Säle⁸

Geschossdecken und Stützen

Die stauferzeitlichen Säle besaßen in der Regel eine flache Holzbalkendecke. Bei größeren Spannweiten wurde diese meist von einer mittleren Stützenreihe mit Unterzug getragen, wodurch



Abb. 4 a, b: Wartburg, originale Freisäule im Nordraum im ersten Obergeschoss des Saalbaus (nach Schuchardt); Burg Weißensee, originale steinerne Aststumpfsäule im Erdgeschoss des Saalbaus (nach Strickhausen)

sich eine Zweischiffigkeit ergab. Lagen die Säle im obersten Geschoss, so konnte bei der Ausbildung einer Hängewerk-Dachkonstruktion auf Stützen im Innenraum verzichtet werden.

Der Nordraum im ersten Obergeschoss des Saalbaus auf der Wartburg bei Eisenach/Thüringen (sogenanntes Landgrafenzimmer) besitzt eine teilweise noch aus der Erbauungszeit stammende, dendrochronologisch auf 1162 datierte Holzbal-

kendecke⁹. Ihren Unterzug trägt eine originale, sehr dekorative Freisäule mit Ecklöwen an der Plinthe und einem Kapitell, welches aus herab fliegenden Adlern an den Ecken und nach oben strebender Pflanzenornamentik besteht¹⁰ (Abb. 4 a).

Stützen von Sälen sind selten bis heute erhalten geblieben¹¹. Dass sie sehr dekorativ gestaltet sein konnten, zeigt ein weiteres Beispiel aus dem ursprünglich östlichen Erdgeschossraum des Saalbaus in Weißensee/Thüringen. Dort wurde eine originale steinerne, wahrscheinlich *in situ* vorhandene Aststumpsäule mit einem Weinrankenkapitell entdeckt, deren Schaft zwanzig Astansätze besitzt¹² (Abb. 4 b). Zu erwähnen bleiben auch die beiden mächtigen originalen Rundsäulen aus Eichenholz im großen Erdgeschossaal der Burg Chillon am Genfer See/Kanton Waadt. Nach dendrochronologischen Untersuchungen wurden sie um 1260 in den Saal eingesetzt¹³.

Beheizung

Bei einer großen Anzahl von Sälen sind Heizungsanlagen in Form von Kaminen nachgewiesen. Diese liegen häufig an den Langseiten des Saalbaus, öfter dabei auch zwischen zwei Fenstern. Selten befinden sie sich an den Schmalseiten oder in den Ecken der Säle. Große Säle konnten manchmal auch mit zwei oder drei Kaminen ausgestattet sein, wie dies im ersten und zweiten Obergeschoss auf der Wartburg der Fall ist.

Der Kamin in Gelnhausen befindet sich an der feldseitigen Wand im Erdgeschossaal. Dort haben sich zwei achteckige Kaminsäulen mit Zickzackmuster erhalten, die weit ausladende Konsolen tragen. Diese dienten zum Abstützen

des nicht mehr vorhandenen Rauchfangs. Zu beiden Seiten der Kaminsäulen sind rechteckige Schmuckplatten mit Flechtbandornamentik eingelassen¹⁴ (Abb. 5). Im Erdgeschossaal auf Burg Wildenberg im Odenwald/Bayern (aus der Zeit um 1182–1200) befindet sich auf der feldseitigen Langseite ein Kamin zwischen zwei Fenstern. Mit seinen Grundflächenmaßen von 2,5 × 4 m ist er der größte erhaltene Kamin aus der Stauferzeit. Durch seine Dimensionen und die plastisch wenig differenzierten Formen wirkt er sehr rustikal¹⁵ (Abb. 6).

Kachelöfen, welche durch ihre rauchfreie und gleichmäßige Raumerwärmung erheblich zum gesteigerten Wohnkomfort beitrugen, sind überwiegend nur durch Funde von Ofenkacheln aus archäologischen Grabungen nachgewiesen. Auf der Neuenburg in Sachsen-Anhalt wurden etwa 89 Becherkacheln gefunden, welche um 1225/1250 datieren und somit einer Ausbauphase von Räumen im Saalbaubereich zugeordnet werden können¹⁶.

In der Pfalz Goslar und auf Burg Dankwarderode in Braunschweig besaßen die Erdgeschosssäle eine Warmluftheizung, während die oberen Säle ungeheizt waren. Hier kann von einer Nutzung als unterer Winter- und oberer, nur temporär in der wärmeren Jahreszeit genutzter Sommersaal gesprochen werden. Bei der Warmluftheizung wurde Luft durch erhitzte Steine eines Feuergewölbes erwärmt, durch Kanäle unter dem Fußboden eines Raumes verteilt und durch Kanalöffnungen in diesen eingeführt¹⁷.

Für einige Säle, z.B. auf der Gamburg/Baden-Württemberg, Burg Weißensee/Thüringen und im sogenannten Rittersaal im Erdgeschoss auf der Wartburg sowie auf den Burgen in Boymont und Hoh-Andlau im Elsass kann eine Fuß-



Abb. 5: Pfalz Gelnhausen, Kamin an der Nordwand des Erdgeschosssaales



Abb. 6: Burg Wildenberg, Kamin an der Nordostwand des Saales im Erdgeschoss (Foto: Verf. 1999)

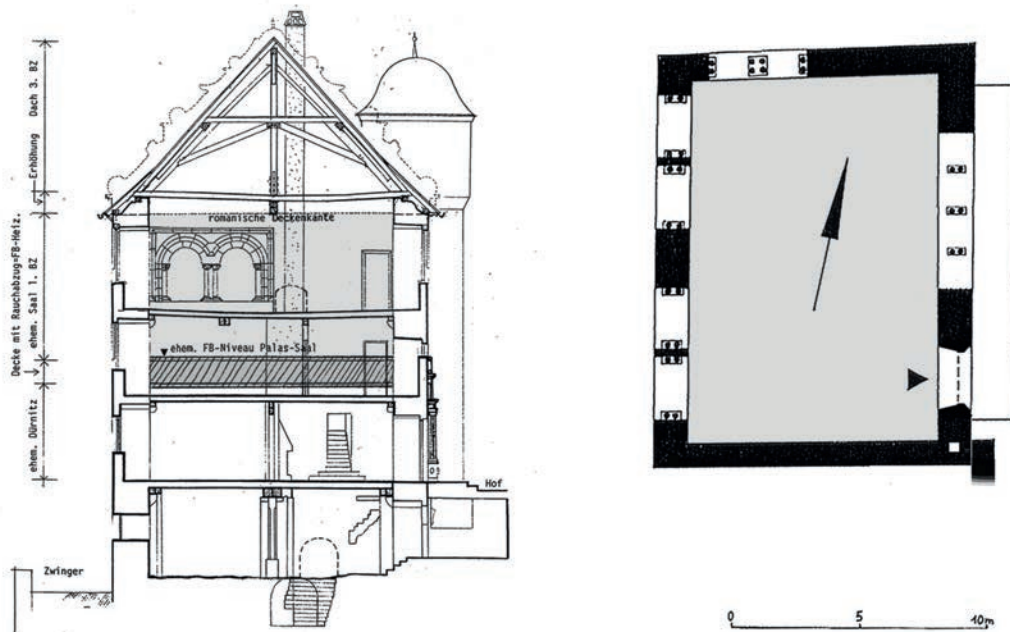


Abb. 7 a, b: Gamburg, Querschnitt des Saalbaus nach Norden, hellgrau: ursprüngliche Saalhöhe, mittelgrau: Rußstreifen als Hinweis auf Fußbodenheizung (Zeichnung: G. von Mallinckrodt 2016); Grundriss des Saalbaus (Rekonstruktion: Verf. 2015)

bodenheizung mit Warmluft innerhalb hölzerner Decken angenommen werden. Auf der Gamburg wurde 1987 im heutigen ersten Obergeschoss des Saalbaus ein ca. 90 cm breiter, umlaufender, rußgeschwärtzter Streifen entdeckt, der etwa 50–140 cm über dem derzeitigen Fußbodenniveau liegt. Aufgrund dieser verrußten Wandpartie kann ein zweischaliger Deckenaufbau vermutet werden, in dessen Zwischenraum Rauch aus Feuerstellen des Erdgeschosses zur Erwärmung des Saalfußbodens durchgeführt wurde¹⁸ (Abb. 7 a, b).

Fußböden

Der Fußboden der Säle konnte aus Estrichmörtel bestehen, welcher eine hellgraue Farbe besaß oder durch Beimengen bestimmter Pigmente einen blaugrauen oder roten Farbton erhielt. Als Beispiel hierfür sei auf den Saal im zweiten Obergeschoss des Wohnturmes in Burgdorf/Kanton Bern hingewiesen, der einen durch Beimengen von Ziegelschrot intensiv rot gefärbten Mörtelgussboden aus der Erbauungszeit um 1200 besitzt¹⁹.



Abb. 8: Saal im zweiten Obergeschoss des Wohnturmes in Burgdorf/Kanton Bern
(Foto: Verf. 2007)

Häufiger bestand der Saalfußboden aus Tonfliesen, welche als Platten in unterschiedlichen Größen und Farben auch als Mosaik verlegt sein konnten. Im Erdgeschosssaal auf der Neuerburg im Westerwald/Rheinland-Pfalz wurde bei Ausgrabungen ein diagonales Muster aus roten, weißen und schwarzen Bodenplatten noch *in situ* gefunden²⁰. Auf der Neuerburg sind auch römische Ziegel und auf Burg Münzenberg/Hessen und der Wartburg glasierte und ornamentierte Tonfliesen-Bodenplatten durch Grabungen als

ursprüngliche Fußbodenbeläge nachweisbar. So gibt es z.B. ein Fundstück aus dem Nordraum im ersten Obergeschoss des Saalbaus auf der Wartburg. Es handelt sich um eine rötliche Fußbodenfliese mit rekonstruiertem Muster, das aus je einem doppelten Halbkreis mit eingestellten Blütenblättern zu allen vier Seiten besteht²¹.

Der Fußboden des Gamburger Saales muss bei der Annahme einer Fußbodenheizung einen Bodenbelag aus Estrich oder Keramikplatten besessen haben (Abb. 8).



Abb. 9 a, b: Gamburg, Nordarkade Saal (Foto: Verf. 2014);
 Doppelkapitell mit Motiv rankenschlingender Löwen
 (Foto: G. von Mallinckrodt 2014)



Saalfenster

Ein wichtiges Ausstattungselement der Säle sind die Fenster, welche nicht nur zur großzügigen Belichtung und Belüftung sowie zum Ausblick in die weite Landschaft oder in den Burghof dienen, sondern vor allem auch Repräsentationszwecke erfüllen. Mit ihrer Anlage, Größe, Gliederung und dekorativen Ausformung wurden Gestaltungsabsichten im Saal sowie an der Außenfassade des Saalbaus verfolgt um Fernwirkung zu erzielen²².

Die Fenster konnten die gesamte Langseite des Saales in Form einer Arkadenreihe einnehmen und dabei aus einzelnen Rundbögen (wie in Wimpfen/Baden-Württemberg) bestehen. Sie konnten auch als Biforien (wie bei der Ulrichsburg/Elsass) oder Triforien (wie auf Burg Weißensee) zusammengesetzt sein. Häufig wurden die Arkadenfenster einzeln oder in mehreren Gruppen aufgereiht. Einige Fenstergruppen wurden von rechteckigen, aus Lisenen, Gesimsen, profilierten Stäben und Friesen gebildeten Rahmen bzw.

Wandfeldern eingefasst und dadurch besonders hervorgehoben. Dies ist bei den Fassaden der Gamburg, Wartburg und in Gelnhausen/Hessen der Fall.

Der Gamburger Saal besaß auf drei Seiten Biforienfenster, die an der Ostwand als Zweiergruppe gegliedert und an ihrer Außen- und Innenseite in Rechteckblenden gesetzt waren. Auf der Nordgiebelseite hatten diese Blenden ein Wulstprofil, an der Ost- und Westwand des Saales ein Karniesprofil.

Die bis heute am vollständigsten erhalten gebliebene Doppelarkade in der Westhälfte der Nordgiebelseite besitzt unprofilierte Bögen, welche beidseitig auf Doppelsäulen, in der Mitte auf einer Vierersäulengruppe ruhen. Im Saal sind die Arkaden von Archivolten umzogen, welche – ebenso wie die Rechteckblenden – ein Wulstprofil haben. Abgesehen von den fehlenden – und heute wieder rekonstruierten – westlichen Doppelsäulen mit ihren zugehörigen Basen haben sich hier noch alle, teilweise in figuraler Ornamentik gestalteten Kapitelle sowie die Basen mit knospenförmigen Ecksporen erhalten. Die Steinmetzarbeiten an den Arkaden zeigen stilistische Übereinstimmungen mit den Dekorformen des nahegelegenen Zisterzienserklosters Bronnbach, vor allem mit dessen auf 1180 datierten Kapitelsaal²³ (Abb. 9 a-b).

Bei der freigelegten Gamburger Hofarkade schließt auf der Saalseite der große Doppelbogen über den Kapitellen der Mittelsäulen mit einem dekorativen Baumeisteratlanten ab, der als eine der frühesten deutschen Baumeisterdarstellungen in einem profanen Gebäude gilt. Es sind auch die Ansätze der beiden die großen Arkaden jeweils unterteilenden Biforien zu sehen, die wohl ebenfalls von jeweils einem Säulenpaar getragen wurden. Eines dieser Säulenpaare dürfte in der

seltenen Form einer Knotensäule ausgebildet gewesen sein, von welcher der Rest eines Knotenkapitells erst vor kurzem im Fußboden in der Nische des mittleren Renaissancefensters im Saal entdeckt wurde (Abb. 10 a).

Als Beispiel von Knotensäulen sei an dieser Stelle auf die Westgiebelmauer des Wohnbaus von Büdingen und auf die Saalarkaden der Pfalz in Wimpfen hingewiesen. Im Westgiebel des Büdinger Wohnbaus (aus der Zeit um 1180/90) sitzt ein Dreierarkadenfenster, das von einem Rechteckrahmen umgeben war. Die Bögen ruhen unter weit ausladenden Sattelsteinen auf einer Bündel- und einer Knotensäule, während das Säulenbündel aus je vier nach oben stark verjüngenden Säulen besteht²⁴ (Abb. 10 b). Die Saalarkaden auf der Nordseite des Saalbaus in Wimpfen bestehen aus einer vierzehngliedrigen Arkadenreihe aus drei Gruppen zu zweimal fünf und einmal vier Bogen auf Doppelsäulen. Unter den insgesamt 34 Fenstersäulen befinden sich ein gedrehter Säulenschaft aus vier Wülsten und zwei Knotenschäfte aus acht Wülsten²⁵.

Die Rundbogenöffnungen waren in der Spätromanik häufig mit Kleeblattbögen geschlossen und die Biforien im Blendbogenfeld zusätzlich öfter mit einem Oberlicht ausgestattet. Viele Saalfenster besaßen eine dekorative Ausstattung mit Pfeilern, Säulen, Basen, Kapitellen, Kämpfern, Blendbögen und Tympana, welche teilweise mit reicher Ornamentik und bauplastischem Schmuck versehen waren. Als Beispiel hierfür sei auf die Dreierfenstergruppe in der Giebelseite auf Burg Wildenberg hingewiesen, welche jeweils aus doppelten Dreipassbögen mit kleeblattförmigem Oberlicht sowie Mittel- und Ecksäulen bestand. Während heute die vorhandenen Fensterreste mit Kapitellen und Profilen innen sitzen, wirkten die

Abb. 10 a, b: Gamburg, Hofarkade Saal, Teilstück einer Knotensäule (Foto: G. von Mallinckrodt 2014); Bidingen, Westgiebel Wohnbau, Knotensäule im Dreierarkadenfenster mit Rechteckrahmen (Foto: Verf. 1999)



Schmuckformen der Fensteröffnungen ursprünglich nach außen, d.h. sie waren auf Fernwirkung konzipiert²⁶ (Abb. 11 a, b).

Auf der nahe der Gamburg gelegenen Burg Wertheim (um 1235–40) ist im Nordwohnbau ein frühgotisches Doppelfenster mit zwei Lanzettbögen ohne Überfangbogen in einfacher Ausführung im zweiten Obergeschoss seiner Westfassade erhalten. In der Westgiebelseite des Wertheimer Südwohnbaus befinden sich im ersten Obergeschoss zwei dreifach gekuppelte spitzbogige Fenstergruppen mit erhöhtem Mittelfenster unter

Kleeblattbogenblenden mit Profilierung der Außenseite²⁷.

Die Fenster des Saales auf der Ulrichsburg besaßen an ihren äußeren Rundbogenblenden sowie Arkadenöffnungen profilierte Rundstäbe. In ihren Blendbogenfeldern über den rechteckigen Mittelstützen befanden sich reich profilierte, wahrscheinlich innen verglaste Oberlichter verschiedener geometrischer Konturen²⁸. Die sieben, wohl durch Innenläden verschließbaren Saalfenster waren mit insgesamt 14 Seitensitzen ausgestattet. Durch diese seitlichen steinernen Bänke in den

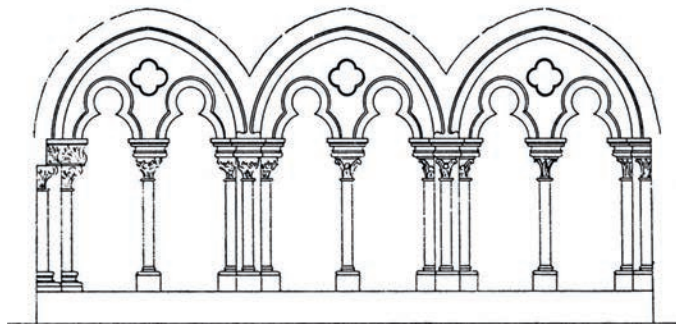


Abb. 11 a, b: Burg Wildenberg, Innenansicht Südgiebelseite des Saalbaus (Foto: Verf. 1999); Rekonstruktion der Dreierfenstergruppe im Obergeschoss von Walter Hotz 1981

Fenster­nischen wurde dem Betrachter ein bequemer Ausblick in die Landschaft und den Burghof sowie im Saal selbst, z.B. bei Empfängen, Festen, Tanz und Musikveranstaltungen, ermöglicht. Solche Fenstersitze sind durch Schriftquellen als

bevorzugter Aufenthalts- und Ehrenplatz belegt²⁹ (Abb. 12 a, b).

Bei einer Anzahl von stauferzeitlichen Sälen, wie beim Erdgeschosssaal auf Burg Wildenberg, auf der Ulrichsburg/Elsass und der Rothenburg bei

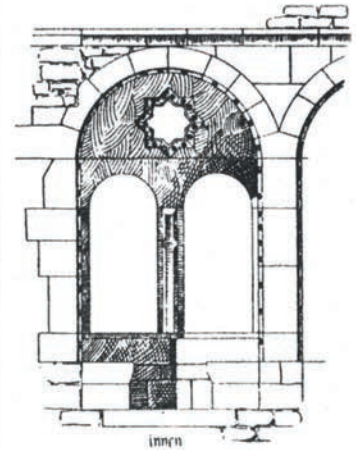


Abb. 12 a, b: Ulrichsburg, Innenansicht Saalbau, Fenster mit Sitzbänken im ersten Obergeschoss (Foto Verf. 1995); Saalfenster mit Verriegelung um 1900 (Zeichnung: Bodo Ebhardt)

Kyffhausen/Thüringen, können Fensterverschlüsse durch Holzläden nachgewiesen werden, während sie bei anderen Sälen wiederum völlig fehlen. Deshalb ist davon auszugehen, dass solche Räume nur temporär in der wärmeren Jahreszeit – als sogenannte Sommersäle – genutzt wurden. Darüber hinaus waren viele Fensterverriegelungen wahrscheinlich nur temporär angebracht, wodurch es zur Einschränkung der Bewohnbarkeit der Säle kam.

Die unterschiedlichen Verschlussmechanismen der Fensterläden sind – neben den Resten am Baubefund selbst – vor allem durch zahlreiche mittelalterliche Abbildungen belegt. Haken und Ösen oder Riegel, welche innerhalb der Fensterlai-

bung verankert waren, sicherten die Läden nach dem Schließen. Bei Doppel- und Dreierarkadenfenstern erfolgte in den Zwischenpfosten öfter das Einarbeiten von Löchern oder Haltekonstruktionen für Riegelbalken, wie sie z.B. in Gelnhausen, Wertheim, Burg Wildenberg und auf der Ulrichsburg/Elsass nachweisbar sind. Im ursprünglichen Erdgeschoss der erhaltenen Giebelseite im südlichen Wohnbau von Wertheim zeigen die beiden gestaffelten, spitzbogigen Dreierfenster noch rechteckige Löcher im Gewände sowie eine Haltekonstruktion zum Durchschieben des Riegelbalkens (sogenannte Öse) in einem der beiden Fensterpfosten³⁰ (Abb. 13). Manchmal waren die



Abb. 13: Burg Wertheim, Dreierfenster mit Verschlussöffnungen in der Giebelseite im südlichen Wohnbau (Foto: Verf. 1997)

in ihrer Bretterkonstruktion holzsichtigen Läden bemalt oder auch mit Blech beschlagen³¹.

Fensterverglasung kann nur durch archäologische Funde von Glasfensterresten bei Ausgrabungen seit der zweiten Hälfte des 12., überwiegend seit dem 13. Jahrhundert nachgewiesen werden.

Fensterglas mit Bleiruten wurde in Resten z.B. auf Burg Ortenberg und der Ulrichsburg im Elsass gefunden. Dort bezieht sich die Verglasung aber nur auf die Oberlichter im Tympanon, während die Biforien wahrscheinlich durch Holzläden geschlossen werden konnten³².

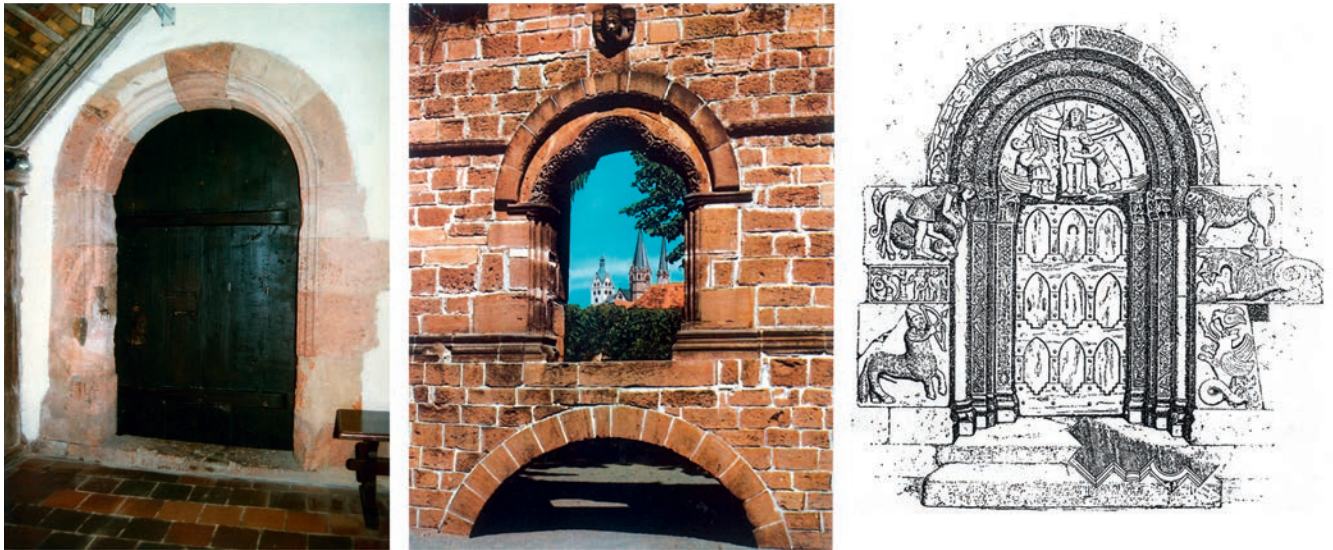


Abb. 14 a-c: Saalportale der Saalbauten von Gnandstein (Foto: R. Schmitt 1999), Pfalz Gelnhausen und Burg Tirol

Portale und ihre Zugänge

Die Saalportale lagen in der Regel seitlich an der langen Hofseite und wurden über eine hölzerne oder steinerne Freitreppe erreicht. Diese stand manchmal auch in Verbindung mit einer Holzgalerie (Gamburg) oder einem altanartigen Anbau (Goslar, Seligenstadt a. M./Hessen), selten mit einem Treppenhaus (Burg Weißensee).

Auf der Gamburg weisen auf das ursprüngliche Vorhandensein einer auskragenden Galerie zur äußeren Erschließung des ersten Obergeschosses über die gesamte östliche Fassadenseite vorhandene abgearbeitete Konsolsteine sowie darüber liegende doppelte Balkenlöcher hin. Die Rekonstruktionszeichnung der östlichen Hoffassade des Gamburger Saalbaus von Goswin von Mallinck-

rodt zeigt eine hölzerne, auch um die Nordfassade herumgeführte Galerie. Diese gewährte über eine Holzterrasse den Zugang zum großen Saalportal in der Südecke des Obergeschosses, welches direkt über dem Erdgeschossportal angeordnet ist.

Den Befunden nach zu schließen, kann das Gamburger Saalportal als relativ großes und breites Portal mit breiter Profilierung rekonstruiert werden. Reste des freigelegten Portals auf der Saalseite lassen Schloss, Anschlag, Profil und den Ansatz des Stichbogens erkennen³³.

Die Ausbildung des Saalportals konnte mit einfacher oder doppelter Profilierung – wie in Gnandstein –, in dekorativer Kleeblattbogenform – wie bei Gelnhausen – bis hin zur reichsten bauplastischen Ausstattung – wie auf Burg Tirol – erfolgen³⁴. Das Gnandsteiner Saalportal aus rotem

und weißem Rhyolithtuffstein besitzt ein doppelt gekehrtes Profil, das unten in einem Hornauslauf endet³⁵. Eine reichere Ausführung zeigt das Hofportal zum Saal in Gelnhausen, mit einem durch Ecksäulchen mit Kapitell- und Kämpferzone dreifach gestuften Gewände und einem oberen Abschluss in Form eines reich verzierten Kleeblattbogens³⁶. Der Tiroler Saalbau besitzt im ersten Obergeschoss zwei Portale aus weißem Marmor mit reicher figürlicher Plastik, von denen das eine von der Eingangshalle in den Saal, das andere vom Saal im ersten Obergeschoss in die Kapelle führt. Das reich dekorierte Marmorportal zur Kapelle hat ein doppelt gestuftes Gewände mit eingestellten Säulen, welche im Tympanon in Form eines Bogenwulstes fortgesetzt werden. Am Tympanon ist die Kreuzabnahme mit zwei Engeln dargestellt, während die äußere Portalrahmung aus Relieffiguren biblischer und fabelhafter Darstellungen besteht³⁷ (Abb. 14 a-c).

Farbgestaltung und Wandmalerei

Die Saalwände konnten steinfarben lasiert oder verputzt und mit einem Farbanstrich oder Malerei versehen sein. Bei den Fenster- und Portalrahmungen, Säulenschäften, Kapitellen und Kaminen kamen oft auch verschiedenartige Steinmaterialien im Saal zum Einsatz, welche sich in ihrer natürlichen Farbe und Struktur ihrer Oberfläche voneinander unterschieden. Die für diese bevorzugten Bauteile verwendeten Dekorationsgesteine konnten damit zu einer gesteigerten, schmuckvollen und repräsentativen Saalausstattung beitragen³⁸.

Im Saalbau der Burg Weißensee deuten Befunde auf eine saalseitige Farbgestaltung der nördlichen Triforienfenstergliederung durch Buntmarmor-

säulen hin. Die beiden Nordtriforien bestanden aus je vier eingestellten Doppelsäulen, von denen sich zwei Säulenschäfte aus Kalkstein auf der Außenseite und zwei aus intensiv gemustertem Marmor auf der Innenseite der Arkaden erhalten haben³⁹. Der Saal im zweiten Obergeschoss des Wohnturmes in Burgdorf/Kanton Bern besitzt Wände aus rotem Sichtbacksteinmauerwerk, einen stark rot gefärbten Estrichboden und Fensterinsichten mit Sitzbänken aus hellem Sandstein (Abb. 8). Die Säulen seines Kamins bestehen teilweise aus hellgrauem (Kapitelle und Kämpfer) und gelblich-ockerfarbenem Sandstein (Basis und Schaft).

Die Säle auf der Wartburg waren durch besondere Farbigkeit und die Verwendung verschiedener Steinmaterialien besonders hervorgehoben. So besaß z.B. der größte mittlere Raum im Erdgeschoss (sog. Speisesaal) ursprünglich rot gefärbte Fenster- und Türöffnungen, glatt verputzte und weiß gestrichene Wände und durch Anrußen schwarz eingefärbte Deckenbalken⁴⁰. Seine farbliche Raumfassung wurde den Untersuchungsergebnissen entsprechend wieder hergestellt⁴¹ (Abb. 15).

Im Saal im ersten Obergeschoss sind neben glatt verputzten weißen Wänden ockergelb gestrichene und mit schwarzen Begrenzungsstrichen versehene Maueröffnungen zu sehen, während die Fenstersäulen natursteinfarben belassen wurden. Die Wände des obersten Saales waren fugenverputzt und weiß lasiert, seine mit künstlicher Oberflächenstruktur versehenen Arkadenleibungen besaßen einen roten Farbanstrich und die Fenstersäulen wurden steinsichtig gelassen. Dieser oberste Saal war auch an seiner Außenseite durch die Rotfarbigkeit der Rhätsandsteine optisch von den unteren gelbgrauen Sandsteingeschossen als wichtiger Repräsentationsraum hervorgehoben⁴².



Abb. 15: Wartburg, mittlerer Raum im Erdgeschoss (Foto E. Badstübner)

Bei den Fensterrahmen und -gewänden der Säle sind öfter dekorative Malereien nachweisbar. Die Biforienfenster im Erdgeschosssaal auf der Neuerburg besaßen eine farbige Oberfläche, wobei der obere Bogen weiße und rote, der innere Bogen

gelbe und grüne Farbspuren im Wechsel zeigte. Außerdem waren die Saalwände hier ursprünglich mit einer hellen ockerfarbenen Putzschicht mit eingeritztem rot bemaltem Quaderwerk versehen⁴³ (Abb. 16).



Abb. 16: Neuerburg, Farbbefund an den Biforienfenstern im Erdgeschossaal (Zeichnung: Theo Jung)

Auch die freigelegten Fensterarkaden im Saal der Gamburg zeigen in ihrer Laibung Aufmalungen marmorierender Muster, die sich ebenso in den szenischen Malereien der Saalwände wiederfinden, so z.B. an der abgebildeten Stadtmauer an der Nordwand. Infrarot-Aufnahmen der Wände und Arkadenbögen belegen deutlich ein einheitlich künstlerisches Gesamtkonzept.

Den Schriftquellen zufolge sind seit karolingisch-ottonischer Zeit in den Königspalzen profane, mit szenischen Wandbildern geschmückte Säle, so z.B. in Ingelheim und Merseburg, aber auch in Hagenau aus der Stauferzeit nachweisbar.

Die Wände des Saales auf der Gamburg waren ursprünglich mit zeitgleichen, auf beigem Kalkmörtel angelegten Secco-Wandmalereien bedeckt,

die bislang als die ältesten profanen Wandmalereien nördlich der Alpen gelten. Freigelegte, fast 4 m hohe Malereibefunde deuten auf Szenen aus dem Leben des Burgherren und Auftraggebers der historischen Wandgemälde, Beringer der Jüngere von Gamburg (gestorben 1219), und aus dem Kreuzzug Friedrichs I. (Barbarossa) hin. Die erhaltenen Malereifragmente an der Nord-, Ost- und Südwand können einem angelegten Zyklus in mindestens zwei übereinanderliegenden Bildstreifen bzw. in freier Bildgliederung zugeordnet werden. Der obere Bildstreifen in der östlichen Hälfte der Nordwand zeigt ein Reiterheer, eine Stadtansicht (Stadtmauer, Türme, Häuser, Kirche etc.) und eine Schiffsszene zusammen mit Fragmenten zweier Inschriften⁴⁴.

Oft hat die Malerei im stauferzeitlichen Profanbau zeitgenössische ritterliche Heldensagen zum Inhalt, wie z.B. die Säle in Rodenegg/Südtirol, Italien und im Hessenhof von Schmalkalden/Thüringen mit ihren Ywain-Zyklen zeigen. Der 4 × 7 m große Erdgeschossraum (sog. Trinkstube) von Rodenegg besitzt elf großflächige Ywainfresken aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts⁴⁵. Beim Hessenhof in Schmalkalden mit seinem in den Untergeschossen steinernen Gebäude hat sich in einem gewölbten Untergeschossraum ein Illustrationszyklus mit 23 (von ursprünglich 26) Szenen erhalten. Es handelt sich um den bedeutenden Zyklus des Epos „Ritter Ywain mit dem Löwen“ von Hartmann von Aue (um 1225–35)⁴⁶.

Textile Wandbehänge für Wände und Raumkompartimente sind für das Mittelalter literarisch⁴⁷ und auch durch bildliche Darstellungen überliefert⁴⁸. Obwohl sogar Wandbehänge, z.B. im Kloster von Wienhausen, teilweise erhalten geblieben sind, gibt es kaum Anhaltspunkte darüber, wo und wie sie angebracht wurden⁴⁹.

Innenausstattung des Saales – Mobiliar

Neben den festen Ausstattungsgegenständen in Sälen hat es auch Mobiliar gegeben, das im Wesentlichen aus Bänken, Tischen und Anrichten bestand. Die am häufigsten vorkommenden Möbel waren Truhen, in denen ein Großteil der beweglichen Wert- und Gebrauchsgegenstände gelagert wurde⁵⁰.

In Wandnischen eingebaute Schränke mit Fächern zur Aufbewahrung kostbarer Gegenstände (wie Tischgeschirr oder Urkunden) gehörten in der Regel nicht zur Ausstattung repräsentativer Säle. Deshalb sei hier auch nur auf den in der nordseitigen Saalwand gelegenen, doppelten rechteckigen Wandschrank mit erkennbaren Türfalzen und spitzbogigen Ziernischen auf der Ulrichsburg hingewiesen⁵¹.

Kleinere Mauernischen in den Räumlichkeiten des Saalbaus dienten in der Regel zum Einstellen eines Lichtes in Form einer Kerze oder eines Schalenlämpchens⁵². Daneben kamen in die Mauer eingelassene Kerzen- bzw. Kienspanhalter aus Eisen vor. In den Sälen als den repräsentativen Räumlichkeiten waren als Lichtquellen auch eiserne Kronleuchter angebracht⁵³.

Der romanische Saal der Gamburg als Gesamtkunstwerk

Resümieren wir an dieser Stelle kurz die Rekonstruktion des Gamburger Saales. Der die gesamte Geschossfläche von 14 × 9 m einnehmende Saal mit seiner beachtlichen Raumhöhe von 5,50 m war auf seiner Hofseite über ein profiliertes, seitlich platziertes Portal über eine hölzerne Treppe- und Galeriekonstruktion zugänglich. Drei

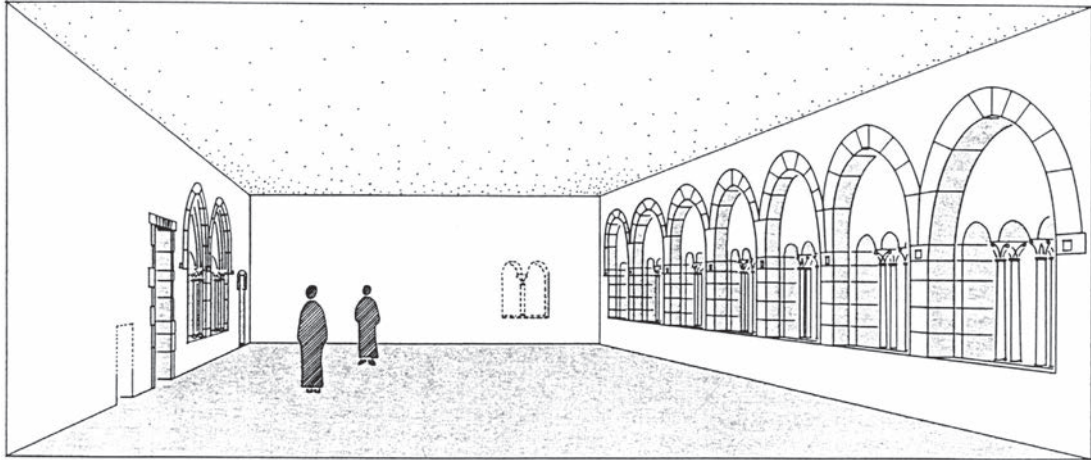


Abb. 17: Burg Weißensee (Rekonstruktion des Saales: M. Kozok/I. Rieke 1997)

Saalkwände waren durch große, an der Ostwand als Zweiergruppe zusammengefasste, dekorative Doppelarkaden in Rechteckblenden geöffnet. Ausgehend vom ursprünglichen Fußbodenniveau hatten die Fensterarkaden eine Brüstungshöhe von ca. 1,80 m an der Ost- und Westwand sowie etwa 2,25 m an der Nordgiebelseite, so dass ohne Hilfskonstruktion kein Ausblick möglich war. Somit wirkten die zur Belichtung und Repräsentation dienenden Saalfenster als eine repräsentative Art von Oberlicht – ähnlich den Obergaden einer Basilika. Im Falle einer politischen Nutzung, z.B. als Gerichtssaal, hätte die Belichtung von oben seine Nutzung noch optisch unterstützt. Außerdem wird durch die hohe Fensterlage eine optimale Sonneneinstrahlung während der Wintermonate erreicht, da die tief liegenden Sonnenstrahlen den gesamten Raum bis zur gegenüberliegenden Wand ausleuchten konnten⁵⁴. Die Saalkwände waren mit zeitgleichen

profanen Wandmalereien mit Szenen aus dem Leben des Burgherren Beringer von Gamburg bedeckt.

Als architektonisches Gesamtkunstwerk betrachtet, kann der Gamburger Saal von seiner Gestaltung, künstlerischen Ausstattung und erhaltenen Originalausmalung her als kulturhistorisch einzigartig angesehen werden. Somit reiht er sich im Vergleich in die Säle der Saalbauten auf bedeutenden Pfalzen und Burgen von Kaiser- und Hochadelsgeschlechtern, wie in Gelnhausen, Wimpfen, auf der Wartburg oder Burg Weißensee ein.

Wie die Rekonstruktionszeichnungen des Saales auf der Gamburg⁵⁵ und auf Burg Weißensee zeigen, handelt es sich bei den großen Obergeschosssälen aus der Stauferzeit in der Regel um mächtige Querräume. Diese breiten sich vor der durch das Portal eintretenden Person aus und erzeugen durch die große Durchfensterung mit

ihren Arkadenreihen einen gewaltigen Licht- und Raumeindruck (Abb. 17).

Funktion des profanen Saales

Als Hauptnutzung bzw. -funktion der Säle im Obergeschoss dürfen festliche Anlässe wie Bankette, Empfänge sowie Rechtshandlungen, z.B. Beratungen und Zeremonien angenommen werden. Bis in die spätmittelalterliche Zeit hinein ist mangels eindeutiger Quellen wenig über die Funktion der Säle bekannt. Zeitgenössische Schriftquellen gehen bei den frühen Sälen häufig von Versammlungen im Rahmen von Rechtsverhandlungen aus, weshalb sie von sogenannten „Thronsälen“ sprechen⁵⁶. Die ab dem 12. Jahrhundert einsetzenden literarischen Quellen lassen dagegen größtenteils eine Nutzung als Bankettsäle erkennen. Zur gleichzeitig einsetzenden bildlichen Überlieferung stehen die Schriftquellen im Widerspruch in Bezug auf die Frage der Sitzordnung an einer Tafel. Befand sich die ranghöchste

Person an der Festtafel an der Schmalseite bzw. am Saalende, wie die Dichtung berichtet, oder inmitten der Breit- bzw. Längsseite der Tafel, wie es meistens in den Bildquellen dargestellt ist? Kamine an der Längswand, z.B. bei Gelnhausen, Wildenberg, Girsbaden und auf der Wartburg, könnten auf letztere Annahme hindeuten⁵⁷.

Die Frage nach der Funktion und Nutzung der Saalbauten und besonders der Bedeutung ihrer Säle kann anhand der bautypologischen Untersuchungen am heutigen Baubefund nicht ausreichend geklärt werden. Zur Erforschung mittelalterlicher Bild- und Schriftquellen betreffend ursprünglicher Saalausstattung, Alltagsleben und festliche Veranstaltungen auf Burgen ist die Mittelalterforschung der Historiker und Literaturwissenschaftler, zur stilistischen Einordnung der Bauornamentik sind die Kunsthistoriker gefragt. Nur auf der Grundlage interdisziplinärer Zusammenarbeit können durch einen Vergleich des Baubefundes mit den Bild- und Schriftquellen weitere Untersuchungen zum Thema „Adelige Repräsentation in hochmittelalterlichen Saalbauten“ folgen.

Anmerkungen

- 1 Als Grundlage des Themas diente die Dissertation der Verfasserin: Judith BANGERTER-PAETZ, Saalbauten auf Pfalzen und Burgen im Reich der Stauer von ca. 1150–1250. Dissertation an der Universität Hannover, Fakultät Architektur und Landschaft, Hannover 2007. Nähere Informationen dazu unter: www.bangert-paetz.info (9.5.2016). In der Dissertation wurde eine umfassende bautypologische Untersuchung zum Saalbau als Hauptrepräsentationsgebäude einer Burg oder Pfalz im Stauferreich erarbeitet. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste Teil schwerpunktmäßig auf Bautypologie und Konstruktion sowie die formale Ausstattung der Saalbauten und ihrer Geschosse eingeht. Der zweite Teil besteht aus einem Katalog mit 28 ausgewählten, ausführlich dokumentierten Saalbaubeispielen (darunter auch die Gamburg) aus den verschiedenen Regionen des Stauferreiches.
- 2 In der Burgenforschung herrscht Uneinigkeit über die Definition des Hauptgebäudes einer Burg und wie es z.B. vom Wohnbau oder Wohnturm einer Burg abzugrenzen sei. Bei den Saalbauuntersuchungen der Verfasserin wird deshalb konsequent der Begriff „Saalbau“ verwendet und auf den Begriff „Palas“ auf Grund seiner in der Burgenforschung sehr vielseitigen und z.T. unpräzisen Verwendung verzichtet. Das Wort „Palas“ wird durch die Begriffe „differenzierter Saalbau“, „kombinierter Saal-/Wohnbau“, „repräsentativer Wohnbau mit Saal“ ersetzt. Zur Typologie von Saalbauten u.a.: BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 33–37; Ulrike WIRTTLER, Spätmittelalterliche Repräsentationsräume auf Burgen im Rhein-Lahn-Mosel-Gebiet (Veröffentlichungen der Abteilung Architektur am Kunsthistorischen Institut der Universität Köln, Bd. 33), Köln 1987, S. 99; Dieter BARZ, Saal- und Wohnbauten im Burgenbau der Pfalz. Bemerkungen zur Repräsentations- und Wohnfunktion auf hochmittelalterlichen Burgen, in: Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr.-Ing. Hartmut Hofrichter, Kaiserslautern 1999, S. 13–23; Günther BINDING, Palas, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, München/Zürich 1993, Sp. 1631f.; Uwe ALBRECHT, Der Adelsitz im Mittelalter. Studien zum Verhältnis von Architektur und Lebensform in Nord- und Westeuropa, München/Berlin 1995, S. 22–34; Thomas BILLER, Haus – Turm – „Palas“. Zu Entwicklung und Terminologie herrschaftlichen Wohnens auf Burgen. Manuskript 1997 (Vortrag auf dem Gamburg-Kolloquium im April 1997 in Bronnbach), S. 20, 22; Gerd STRICKHAUSEN, Burgen der Ludowinger in Thüringen, Hessen und dem Rheinland. Studien zu Architektur und Landesherrschaft im Hochmittelalter (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 109), Darmstadt/Marburg 1998, S. 47–54 (Saalbauten, Wohnbauten, Palasbauten); Cord MECKSEPER, Saal, Palas, Kemenate, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch, Bd. 1: Bauformen und Entwicklung, hg. von der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Stuttgart 1999, S. 265–269, hier S. 265; DERS., Der hochmittelalterliche Burgenbau: Mitte 12.–13. Jahrhundert, in: ebd., S. 83–104, hier S. 90.
- 3 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 35; MECKSEPER, Saal (wie Anm. 2) S. 265.
- 4 Nach dem überlieferten großen Brand in der Goslarer Pfalz von 1289 erfolgte die Unterteilung des Erdgeschosses in Querrichtung in sieben Räume mit Spitztonnengewölbe. BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 421, 432; Wolfgang FRONTZEK/Torsten MEMMERT/Martin MÖHLE, Das Goslarer Kaiserhaus. Eine baugeschichtliche Untersuchung (Goslarer Fundus. Veröffentlichungen des Stadtarchivs, Bd. 2), Hildesheim 1996, S. 102.
- 5 Untersuchungen zur Gamburg in: BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 361–376; Thomas BILLER, Entdeckung eines Palas mit spätromanischer Ausmalung auf der Gamburg (Main-Tauber-Kreis), in: Burgen und Schlösser 31, 1990/II, S. 117–119; Norbert BONGARTZ, Romanischer Palas in der Gamburg entdeckt, in: Die Denkmalpflege 52/I (1994) S. 47–48; DERS., Erhalten ja, aber wie? Das Konzept der Denkmalpflege nach den überraschenden Funden auf der Gamburg, in: Burgen und frühe Schlösser in Thüringen und seinen Nachbarländern, hg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5), München 2000, S. 265–267; Helga FABRITIUS, Die mittelalterlichen Wandmalereien der Gamburg, in: ebd., S. 253–264; Johannes GROMER, Bericht zur bauhistorischen Untersuchung des 2. Obergeschosses im Palas auf der Gamburg, Manuskript 1994; DERS., Die Gamburg, ihr romanischer Palas, in: Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5 (wie Anm. 5) S. 243–252; Johannes GROMER/Anja KRÄMER, Der Palas der Gamburg, in: Burgen und Schlösser 36/I (1995) S. 6–17; DIESS., Bauhistorische Befunddokumentation zur Westfassade des Palas auf der Gamburg in 97956 Werbach-Gamburg, Manuskript Oppenweiler 1996/97; Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6, hg. von Max MÜLLER/Gerhard TADDEY, Stuttgart ²1980, S. 237; Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden, Bd. 4/I, bearb. von Adolf OECHELHÄUSER, Freiburg im Breisgau 1896, S. 122–129; Volker RÖDEL, Die Gamburg, Geschlecht und Burgbesatzung im 12. und 13. Jahrhundert nach den Schriftquellen, in: Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 5 (wie oben) S. 231–242. – An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Goswin von Mallinckrodt dafür bedanken, dass er mir freundlicherweise seine Rekonstruktion der Hoffassade, einen aktualisierten Querschnitt sowie einige aktuelle Fotos von der Gamburg zur Verfügung stellte.
- 6 Der Saal in Gelnhausen nahm entweder die gesamte Gebäudetiefe ein oder es war ihm zum Hof hin vielleicht auch ein Gang vorgelegt, wie er in der westlichen Gebäudehälfte zu finden ist. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 381 f.; Günther BINDING, Deutsche Königspfalzen. Von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765–1240), Darmstadt 1996, S. 276 f. (Gelnhausen); Thomas BILLER, Kaiserpfalz Gelnhausen. Die vor 1170 gegründete und 1180 fertiggestellte Pfalz des Stauferkaisers Friedrich I. Barbarossa (Kleine Kunstführer, Nr. 2413), Regensburg 2000, S. 36–38.

- 7 Der Saalfußboden lag hier in romanischer Zeit ca. 1,75 m tiefer, seine Decke ca. 45 cm tiefer als die vorhandene. Erst durch die Umbauten ab 1558 unter Eberhard Rüdert von Collenberg wurden die heute noch bestehenden Stockwerkshöhen eingerichtet, so dass der Saalbau – statt seiner ursprünglich drei – seitdem vier Geschosse besitzt. – Unter Eberhard Rüdert von Collenberg und seinen Nachfolgern, den Familien Brendel (1570–90) und von Kronenberg (ab 1590), erfolgten bis kurz vor 1600 weitgreifende Umbaumaßnahmen: die Vermauerung der mittelalterlichen Wandöffnungen und der Einbau der Renaissancefenster mit Stichbogennischen, die Entfernung der drei ursprünglichen Balkendecken und Einrichtung von vier Geschossen, welche durch den neu errichteten Wendeltreppenturm an seiner Nordostecke erschlossen wurden, sowie die Erneuerung der Dachkonstruktion. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 375. – Zur Geschichte des Gamburger Saalbaus vom 14.–20. Jahrhundert: GROMER, Bericht (wie Anm. 5) S. 37 f., 46–51, 57–59, 93–104; GROMER/KRÄMER (wie Anm. 5) S. 8, 14–17.
- 8 Der thematische Schwerpunkt dieses Aufsatzes ist die überarbeitete Fassung der Kapitel 3 (Rekonstruktion und Ausstattung des Saales – Befundauswertung) und 4 (Funktion und Nutzung des Saalbaus) aus der angeführten Dissertation: BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 282–298 und 299–302.
- 9 Dieter ECKSTEIN/Thomas ERSSING/Peter KLEIN, Dendrochronologische Datierung der Wartburg und Aufbau einer Lokalchronologie für Eisenach/Thüringen (Veröffentlichungen der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, Bd. 46), Köln 1992, S. 12.
- 10 Dieter GROSSMANN, Zur Kapitellornamentik der Wartburg, in: Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 1, München/Berlin 1994, S. 25–38, hier S. 33, 37, Anm. 28; Ernst BADSTÜBNER, Zur Kapitellornamentik der ludowingschen Hauptburgen in Thüringen, in: Wartburg-Jahrbuch 1997 (1998) S. 21; Günter SCHUCHARDT, Die Wartburg im Herrschaftsbereich der ludowingschen und wettinischen Landgrafen, in: Hessen und Thüringen. Die Geschichte zweier Landschaften von der Frühzeit bis zur Reformation, hg. von Achim GÜSSGEN/Rainer STOBBE, Wiesbaden/Gießen 1992, S. 22; DERS., Welterbe Wartburg. Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, Bd. 4, Regensburg 2000, S. 57.
- 11 In Obergeschosssälen sind Stützenreihen erst ab gotischer Zeit erhalten. So ist z.B. der obere Saal in Goslar durch eine Stützenreihe von sechs Holzpfählen zweigeteilt, welche – wie ihre Balkendecke mit Unterzügen – aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammen. Anhand der Fischblasenmotive auf den Kopfstreben der Holzstützen können diese zeitlich in eine schriftlich überlieferte Erneuerung des Saalbaus um 1477 gesetzt werden. – FRONTZEK/MEMMERT/MÖHLE (wie Anm. 4) S. 102, 198 f.
- 12 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 128, 664.
- 13 Jean-Pierre CHAPUISAT, Schloss Chillon VD. Schweizerische Kunstführer, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1989, S. 11 f.
- 14 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 168 f.
- 15 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 171.
- 16 Annette KNIESCHE, Ein romanischer Ofenkachelfund von der Neuenburg, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 2 (1993) S. 6–14; Reinhard SCHMITT/Wilfried WEISE, Forschungen zur Baugeschichte der Neuenburg und der Eckartsburg in romanischer Zeit (Novum Castrum. Schriftenreihe des Vereins zur Rettung und Erhaltung der Neuenburg, Bd. 5), Freyburg/Unstrut 1997, S. 153 f., 161, Anm. 42.
- 17 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 176–180; Cord MECKSEPER, Innengestaltung: Wärmequellen, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 295–299, hier S. 299; Klaus BINGENHEIMER, Die Luftheizungen des Mittelalters. Zur Typologie eines technikgeschichtlichen Phänomens, Hamburg 1998, S. 1; Jürg TAUBER, Herd, Ofen und Kamin. Zur Heizung im romanischen Haus, in: Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie (Bericht über ein Kolloquium in Köln vom 31. Januar bis 2. Februar 1984), hg. von Heiko STEUER, Köln 1986, S. 93–110, hier S. 106.
- 18 GROMER, Gamburg (wie Anm. 5) S. 246. – Die vermuteten Warmluftheizungen der oben angeführten Burgen konnten durch die Bauforschung bislang jedoch nicht eindeutig bestätigt werden. BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 180 f.
- 19 Jürg SCHWEIZER, Schloss Burgdorf, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Bd. 1, Die Stadt Burgdorf, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern/Basel 1985, S. 105.
- 20 JUNG, Grabungsbericht, in: Theo JUNG (Hg.), Die Neuenburg über dem Fockenbachtal/Westerwald. Ein Aufsatz von Albert Meinhardt und die Aufzeichnungen und Berichte von Theo Jung über die Ausgrabungen und Wiederherstellungsarbeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Neuwied/Rhein 1993, S. 74, 92.
- 21 Roland MÖLLER, Oberflächenstrukturen und Farbigkeit durch Steinbearbeitung. Putz und Farbe an mittelalterlichen Wehrbauten in Thüringen, in: Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten, hg. von Hartmut HOFRICHTER (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe B: Schriften, Bd. 1), Stuttgart 1993, S. 49. – Die Lokalisierung von Fliesenfunden ist äußerst schwierig. Während sie auf Kapellengebäuden von Burgen nachgewiesen werden können, ist der Verfasserin kein Beispiel bekannt, wo originale Fußbodenplatten aus der Stauferzeit in einem Saalbau heute noch *in situ* vorhanden sind.
- 22 Durch die repräsentative Ausstattung der Fenster wurde die Lage des Saales auch an der Außenseite des Bauwerks ablesbar.
- 23 Die nahe Verwandtschaft der Gamburger mit den Bronnbacher Dekorformen zeigt die Ausformung der beiderseits vorhandenen Einzelteile, ihrer kissenartigen Kapitelle mit Blattknospen, Kapitelle mit Flechtbandmotiven, Basen mit Ecksporn und abgesetzter Kehlung und Archivoltenausläufe mit Sporn. – GROMER, Bericht (wie Anm. 5) S. 41; DERS., Gamburg (wie Anm. 5) S. 249.
- 24 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 196.
- 25 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 203 f.

- 26 Walter HOTZ, Burg Wildenberg im Odenwald. Ein Herrnsitz der Hohenstaufenzeit, Amorbach 1963, S. 63 f.; DERS., Wildenberg. Entstehung und Gestalt der staufischen Burg, Frankfurt a. M. 1972, S. 18 f.
- 27 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 209 f.; Dankwart LEISTIKOW, Palas- und Schlossbauten auf Burg Wertheim am Main, in: Der frühe Schloßbau und seine mittelalterlichen Vorstufen, hg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 3), München 1997, S. 87–89. Leistikow (S. 89) weist auf ein frühgotisches Knospenkapitell am Mittelpfeiler der Dreierfenstergruppe im Erdgeschoss des Südwohnbaus (um 1240–50) hin, das mit der Bronnbacher Ornamentik vergleichbar ist und als Höhepunkt der Wertheimer Bauskulptur gilt. – An dieser Stelle sei erwähnt, dass die beiden aneinander gebauten repräsentativen Wohngebäude in Wertheim jeweils eine vollständig erhaltene, als Schaufassade ausgebildete Westgiebelseite besitzen. Der Südwohnbau zeigt zudem eine – im mittelalterlichen Profanbau seltene – vollständig symmetrisch ausgebildete Ansicht seiner mittelalterlichen Fenster- und Portalreste. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 273; LEISTIKOW, S. 87.
- 28 So zeigt die Außenseite der Fensterreihe auf der Ulrichsburg – ebenso wie auf Burg Wildenberg – eine detaillierte, qualitativvolle Fenstergestaltung, obwohl sie hier wegen des östlich unzugänglichen, steilen Berghangs nicht aus der Nähe gesehen werden konnte. – Bodo EBHARDT, Die drei Rappoltsteiner Schlösser, in: Deutsche Burgen, Bd. 2, Berlin 1899–1905, S. 291, 296, Abb. 332 f.; Thomas BILLER, St. Ulrich, in: Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte, Bd. 2. Der spätromanische Burgenbau im Elsass (1200–1250), hg. von Thomas BILLER/Bernhard METZ, Freiburg i. Br. 2007; BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 565 f.
- 29 Fenstersitze sind z.B. auch bei den Sälen auf der Neuerburg, in Wildenberg, auf der Ulrichsburg und bei den beiden Saalbauten in Vianden/Luxemburg nachweisbar. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 220–222.
- 30 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 224 f.
- 31 Roland MÖLLER, Außengestaltung: Fensterläden, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 273 f., hier S. 273; BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 222–228. – Wahrscheinlich aus romanischer Zeit stammende hölzerne Fensterläden wurden 1976 im zweiten Obergeschoss des Wohnturmes auf der Neuenburg/Sachsen-Anhalt freigelegt. Sie waren beim Anbau der Ostmauer um 1463 des heutigen sog. Westtorhauses vollständig vermauert worden. – SCHMITT/WEISE (wie Anm. 16) S. 155 f., Abb. 18.
- 32 Eine Verglasung großer Saalfensterflächen konnte nicht nachgewiesen werden. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 228 f.
- 33 GROMER, Gamburg (wie Anm. 5) S. 248.
- 34 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 230–238.
- 35 Yves HOFFMANN, Der Saalbau der Burg Gnanstein, in: Jahrbuch der Staatlichen Schlösser, Burgen und Gärten in Sachsen 7 (1999) S. 63; DERS., Burg Gnanstein in Sachsen im 13. Jahrhundert, in: Burgenbau im 13. Jahrhundert, hg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 7), München/Berlin 2002, S. 195–208, hier S. 202.
- 36 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 234, 378; BINDING, Königspfalzen (wie Anm. 6) S. 274.
- 37 Das Eingangs- und Kapellenportal auf Burg Tirol/Südtirol gehören zu den Höhepunkten romanischer Bauplastik im Alpenraum. BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 237, 548–550; Hans NOTHDORFTER, Schloss Tirol, hg. von der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, Landesdenkmalamt, Tirol 1986, S. 57–67, 68–81; Gerhard SEEBACH, Die romanischen Portale auf Burg Tirol. Eine bauhistorische Untersuchung, in: Eines Fürsten Traum – Meinhard II. – Das Werden Tirols, Katalog zur Tiroler Landesausstellung 1995, Dorf Tirol/Innsbruck 1995, S. 79–87, 82–87; Oswald TRAPP (Hg.), Tiroler Burgenbuch, Bd. 2, Bozen 1973, S. 77, 79; Joseph WEINGARTNER, Die Kunstdenkmäler Südtirol, Teil 2: Bozen und Umgebung, Unterland, Burggrafentamt, Vinschgau, bearb. von Magdalena HÖRMANN-WEINGARTEN u.a., Bozen/Innsbruck 1991, S. 641 f.
- 38 Zu Putz, Farbigeit und Wandmalerei: Géza JÁSZAI, Romanische Wandmalerei, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München/Zürich 1997, Sp. 2015–2017; Cord MECKSEPER, Ausstattung, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 268; MÖLLER, Oberflächenstrukturen (wie Anm. 21) S. 36–38, 44–50; DERS., Wandmalereien, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 287–291.
- 39 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 675 f., 678.
- 40 Manchmal erhielten die Balken durch Anrußen über dem Feuer eine Imprägnierung gegen Schädlingsbefall. Ihre dadurch entstandene schwärzliche Farbigeit wurde auch für die Deckengestaltung in repräsentativen Räumen und Sälen genutzt, wie dies z.B. auf Burg Weißensee und im Wohnturm in Thun/Kanton Bern nachweisbar ist. – MÖLLER, Wandmalereien (wie Anm. 38) S. 284; Michael FISCHER, Farbuntersuchungen an der Rittersaaldecke, in: Schloss-Museum Thun, Thun 1997, S. 15–19.
- 41 MÖLLER, Oberflächenstrukturen (wie Anm. 21) S. 48.
- 42 BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 287, 634.
- 43 Ebd., S. 287, 497; JUNG, Grabungsbericht (wie Anm. 20) S. 96. – Auch beim Saalbau auf der Marksburg (erste Hälfte 13. Jahrhundert) befinden sich an einem heute vermauerten Arkadenfenster Reste einer dekorativen Farbfassung in Form eines rot-schwarzen Zackenbandes unter einem rotem Überfang. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 287; Magnus BACKES, Die Marksburg – verputzt und farbig gefasst? in: Putz und Farbigeit (wie Anm. 21) S. 108; Johannes HARTMANN, Bericht zur Putz- und Farbuntersuchung an den Außenwänden der Marksburg, Braubach, in: Putz und Farbigeit (wie Anm. 21) S. 104–106.

- 44 In den Beiträgen von Goswin von Mallinckrodt und Harald Wolter-von dem Knesebeck wird auf die Darstellungen und Deutung der Kampfszenen, Reiterheer, Stadtdarstellung, Schiffs- und Karrenszene sowie Inschriften und Schriftzüge ausführlich eingegangen. – Erstmals beschäftigte sich Helga Fabritius im Rahmen ihrer Magisterarbeit 1996/97 am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg mit dem Thema der Gamburg Wandmalereien: FABRITIUS (wie Anm. 5) S. 253–264.
- 45 FABRITIUS (wie Anm. 5) S. 261 und Anm. 33; Volker SCHUPP/Hans SZKLENAR, Ywain auf Schloss Rodenegg, Sigmaringen 1996, Abb. VII–XII.
- 46 MÖLLER, Wandmalereien (wie Anm. 38) S. 289; DERS. Oberflächenstrukturen (wie Anm. 21) S. 38; FABRITIUS (wie Anm. 5) S. 261 und Anm. 32; Rudolf ZIESSLER, Die Ywain-Malereien im Hessenhof zu Schmalkalden, Bad Hersfeld o. J., S. 23–27.
- 47 Wolfram von Eschenbach schildert in seinem um 1200 entstandenen „Parzival“ die Ausstattung eines geschmückten Festsales. ALBRECHT (wie Anm. 2) S. 29. – Der Dichter Ulrich von Zatzikofen vermittelt kurz vor 1200 im „Lanzelet“ die Ausstattungsmaterialien eines Saalbaus. – Peter WIESINGER, Die Rolle der Burg in der mittelhochdeutschen Literatur, in: Die Burg – ein kulturgeschichtliches Phänomen, hg. von Hartmut HOFRICHTER (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e. V., Reihe B: Schriften, Bd. 2. Sonderheft der Zeitschrift „Burgen und Schlösser“), Stuttgart 1994, S. 14. – Als ergiebigste Schriftquelle gelten die Hausinventare, welche im deutschsprachigen Raum jedoch erst im späten 14. Jahrhundert in größerer Zahl erscheinen.
- 48 Maïke KOZOK, Ergebnisse der bauarchäologischen Forschung zur Runneburg. Baugeschichte und Bauanalyse, in: Burg Weißensee „Runneburg“ Thüringen. Baugeschichte und Forschung, hg. von Cord MECKSEPER (Bibliotheksreihe „Europäische Baukunst“, Bd. 3), Frankfurt a. M. 1998, S. 180.
- 49 MECKSEPER, Ausstattung, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 268.
- 50 Christofer HERRMANN, Mobiliar, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 305 f.; KOZOK (wie Anm. 48) S. 180. – Zur Ausstattung von Repräsentations- und Wohnräumen nach schriftlicher Überlieferung: WIRTLER (wie Anm. 2) S. 181–241, zum Mobiliar bes. S. 233–240.
- 51 Häufiger sind Wandschränke in kleineren Wohn- und Schlafräumen zu finden. Der zweite Raum westlich vom kleineren Saal in Gelnhausen besitzt z.B. Wandschränke in Form von zwei Nischen mit Falz für Holztüren. BILLER, Gelnhausen (wie Anm. 6) S. 38.
- 52 Eine solche Lichtnische in spitzbogiger Ausformung ist z.B. neben dem Fenster im Saal im ersten Obergeschoss des Wohnturms von Burg Gilgenberg/Kanton Solothurn (aus der Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts) zu finden. Freundlicher Hinweis von Thomas Bitterli-Waldvogel.
- 53 Ein vollständig erhaltener eiserner Kronleuchter aus dem 13. Jahrhundert wurde in einem Herrensitz bei Köln gefunden. – Uwe Gross, Beleuchtung, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 299–301.
- 54 Eine weitere Begründung für die hoch liegenden Saalarkaden auf der Gamburg könnte darin liegen, dass die Bewohner besser vor Zugluft geschützt waren. – Es sei darauf hingewiesen, dass sich die sechs Erdgeschossfenster der Südseite des Saalbaus der Runneburg in Weißensee etwa 3 m, die Saalfenster im ersten Obergeschoss des Saalbaus auf der Burg Tirol 1,7 m über dem Fußbodenniveau befanden. – BANGERTER-PAETZ (wie Anm. 1) S. 370, Anm. 936.
- 55 Es bleibt an dieser Stelle zu erwähnen, dass die von Gromer um 2000 angefertigte Saalrekonstruktion einen gewissen Raumeindruck vom ursprünglichen Saal wiedergibt, auch wenn seine Zeichnung in einigen Details – vor allem betreffend der inzwischen freigelegten Fensterbefunde in der Hoffassade (s. dazu Rekonstruktionszeichnung der Hoffassade von Goswin von Mallinckrodt) – nicht mehr dem aktuellsten Forschungsstand entspricht.
- 56 Nach Meckseper ist jedoch kein einziger Saalthron und somit auch nicht seine Lage an der Schmal- oder Breitseite überliefert.
- 57 Siehe dazu: MECKSEPER, Ausstattung, in: Burgen in Mitteleuropa (wie Anm. 2) S. 268 f.; DERS., Architektur und Lebensformen. Burgen und Städte als Orte von Festlichkeit und literarischem Leben, in: Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang, Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994, hg. von Eckart Conrad LUTZ (Scrinium Friburgense. Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg/Schweiz, Bd. 8), Freiburg/Schweiz 1997, S. 18–23. – Ebd., S. 21, weist MECKSEPER darauf hin, dass sich die bildlichen Darstellungen hauptsächlich auf die äußere Architektur konzentrieren, während Innenräume höchstens durch bestimmte Einrichtungsgegenstände symbolisch angedeutet werden. Dahingegen beschreiben die zeitgenössischen Schriftquellen „die innenräumliche Gesamtheit der Säle“. – Zu den Schriftquellen u.a.: Joachim BUMKE, Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Bd. 1, München 1992, S. 248–254 (mit Abb. 19 ff.); Alwin SCHULTZ, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Bd. 1, Leipzig 1879/ND Essen 1992; Peter WIESINGER, Die Burg in der mittelhochdeutschen Dichtung (Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 17), Wien 1976; DERS., Die Funktion der Burg und Stadt in der mittelhochdeutschen Epik um 1200. Eine sprachliche und literarische Studie zu Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, in: Burgen im deutschen Sprachraum, ihre rechtliche und verfassungsgeschichtliche Bedeutung, hg. von Hans PATZKE (Vorträge und Forschungen, Bd. 19), Sigmaringen 1976, S. 211–264. – Zu den Bildquellen u.a.: Heinrich LICHTENBERG, Die Architekturdarstellungen in der mittelhochdeutschen Dichtung (Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung, Bd. 4), Münster i. W. 1931; MECKSEPER, Architektur (wie Anm. 57) S. 19, Anm. 6; Hartmut BOOKMANN, Über den Aussagewert von Bildquellen zur Geschichte des Mittelalters, in: Wissenschaft, Wirtschaft

und Technik. Studien zur Geschichte. Festschrift Wilhelm Treue zum 60. Geburtstag, hg. von Karl-Heinz MANEGOLD, München 1969, S. 29–37; Harry KÜHNEL, Abbild und Sinnbild in der Malerei des Spätmittelalters, in: Europäische Sachkultur des Mittelalters. Gedenkschrift aus Anlaß des zehnjährigen

Bestehens des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Bd. 4 / Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 374), Wien 1980, S. 83–100.

JÜRGEN KRÜGER

Das Heilige Land im Taubertal. Eine Gruppe von Zentralbauten sucht ihre Bestimmung

In den Dörfern zwischen Tauber und Main erzählte man sich folgende Sage*: Die drei Kirchen von Gaurettersheim, Oberwittighausen und Grünsfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche die großen, schweren Steine in ihren Schürzen herbeitrugen. Als die erste Kirche fertig war, warf der Baumeister seinen Hammer durch die Luft und da, wo er niederfiel, wurde die zweite Kirche, und beim nächsten Wurf die dritte Kirche errichtet¹. Auslöser für diese Sage war wohl die vermeintliche Rippe eines der Riesen, die im Turm der Gaurettersheimer Kirche aufgehängt war, in Wirklichkeit aber die eines Mammuts, ein Fundstück aus einer nahe gelegenen Lehmgrube. In den beiden anderen Kirchen würden Hemdsärmel der Riesen aufbewahrt. So versuchte man einst eine Erklärung für die merkwürdigen Achteckkirchen zu finden, die hier in wenigen Kilometern Abstand zu finden sind. Für das Nichtalltägliche, sei es die Bauform, sei es die Skulptur, suchte man eine Antwort.

Die Achteckkirchen des mittleren Taubertals haben immer eine gewisse Faszination ausgeübt, haben aber in den letzten Jahren, unabhängig vom überbordenden Massentourismus entlang der Ro-

mantischen Straße, eine eigene Attraktivität entwickelt. Hier glauben sich die Besucher ein Stückchen näher am geheimnisumwitterten Mittelalter. Wozu dienten die abseits gelegenen Kirchen, wer erbaute sie, und welche Gründe waren dafür ausschlaggebend? Eine Fülle von Fragen verlangte und verlangt immer noch nach einer Antwort, wobei die modernen Menschen durchaus für mysteriöse, ja auch abwegige Erklärungen offen sind. Handelte es sich um uralte germanische Heiligtümer, die christlich überbaut und damit verdrängt worden sind? Wohnen den jeweils nahe gelegenen Quellen übernatürliche Kräfte inne? Oder wurde hier tatsächlich eine gewisse Zeit lang eine der größten Reliquien der Christenheit aufbewahrt? Dadurch, dass bei jeder Führung Fragen offen bleiben (müssen), die nicht beantwortet werden können, verstummen entsprechende Meinungen nicht². Besuche von Gruppen mit Wünschelruten führten schon so weit, dass die Kernaufgabe dieser Gebäude heute, nämlich Gottesdiensten zu dienen, gefährdet schien und eine der Kirchen zeitweise geschlossen werden musste³.

Mit diesem Beitrag werden die Gerüchte nicht verstummen, weil Rätsel bleiben werden. Trotz-

dem soll an dieser Stelle versucht werden, die Bauten in einem sachlichen Rahmen zu beschreiben und mit den Methoden der Bau- und Kunstgeschichte zu erfassen, so dass auf einem soliden Fundament einige Fragen angegangen werden können. Die Publikationen der jüngeren Zeit, darunter fachfremde und touristische, machen es erforderlich, vor allem die fachlichen Grundlagen für die Beurteilung der Bauten relativ breit zu legen und auf viel Literatur, auch ältere, hinzuweisen, um ein seriöses Urteil vorzubereiten.

Heute wird die These favorisiert, dass es sich bei allen Bauten um Erinnerungsbauten der Kreuzzugszeit aus dem Heiligen Lande handele. Dies soll genauer geprüft werden, denn die architektonischen Zeugnisse im Heiligen Land sind inzwischen doch viel besser erfahrbar und bekannt als noch vor wenigen Jahrzehnten. Zu den drei Kirchenbauten St. Achatius in Grünsfeldhausen, St. Sigismund in Oberwittighausen und St. Ulrich in Standorf wird noch die evangelische Kirche in Wölchingen hinzugenommen, da sie eine Krypta in Form eines Zentralbaus besitzt. In ersten Schritten werden Baubestand und Zeitstellung diskutiert, im zweiten Teil der Begriff der Architektur der Erinnerung erläutert, bevor im letzten Teil die einzelnen Bauten konkret auf ihre Zusammenhänge mit dem Heiligen Land befragt werden.

I. Die Bauten in der Kunstgeschichte

Unter den historischen Geisteswissenschaften ist die Kunstgeschichte eine relativ junge Disziplin, verglichen mit den ihr sehr nahe stehenden Fächern der Geschichte und Archäologie. Die Geschichtswissenschaft erreichte ihre ersten großen

Erfolge bereits im 18. Jahrhundert durch die philologisch-kritische Edition der reichen Text- und Urkundenquellen des Mittelalters, die vor allem von gelehrten Mönchen durchgeführt wurde⁴.

Eine weitere Frucht dieses historischen Forschungsdrangs, abseits der Archivarbeit, wurde die breite heimatgeschichtliche Literatur. Die Geburtsstunde der Archäologie schlug schon im 18. Jahrhundert mit der Entdeckung Paestums und Pompejis sowie mit den Arbeiten Winckelmanns, der vornehmlich die griechische Kunst zu periodisieren versuchte⁵.

Bei all den verschiedenen Betrachtungsweisen der Vergangenheit kamen natürlich auch die Bau- und Kunstwerke in den Blick, doch dauerte es bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, bis für das Gebiet der Bau- und Bilderkunde auch entsprechende Untersuchungsmethoden entwickelt worden waren, mit denen die Objekte genauer beurteilt werden konnten. Die Unsicherheiten im Umgang mit dem Material spiegeln sich in der Terminologie und in groben Fehldeutungen, was Thema oder Zeitstellung eines Objektes angeht.

Ein weiteres wichtiges Fachgebiet stellt die Denkmalpflege dar, die einerseits die genannten historischen Disziplinen wie Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte als Voraussetzung braucht, andererseits die untersuchten Objekte mit Baufachleuten und Künstlern ihrer Zeit bearbeitet, d.h. restauriert und sie auf diese Weise auch verändert. Die vaterländische Denkmalpflege, die im 19. Jahrhundert ihre erste Blüte hatte, prägt viele Bauten bis heute, oft mehr als ihr Originalzustand.

Die in Frage stehenden Bauten haben sämtlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts Eingang in die wissenschaftliche und heimatkundliche Literatur gefunden. Teilweise wurden sie schon recht präzise erfasst und ihr historisches Umfeld detailreich geschildert.

Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth (1806–1864), evangelischer Pfarrer aus Edelfingen im Taubertal, und Hermann Bauer (1814–1872), als evangelischer Pfarrer in Hohenlohe tätig, gehörten zu den bekannten Heimatforschern des 19. Jahrhunderts, die in unzähligen Büchern und Aufsätzen die historischen, künstlerischen und literarischen Zeugnisse der Heimat zusammengestellt haben. Ihnen beiden verdanken wir die erste Kenntnis der vier Kirchen, zudem zu einer Zeit, als sie noch nicht restauriert worden waren⁶. Insbesondere die drei Oktogonalbauten erregten eine gewisse überregionale Aufmerksamkeit. Andreas Niedermayer, Priester in Würzburg, nahm sie in seinen Überblick über die Kunstgeschichte der Stadt Würzburg auf, weil er aussagekräftige Vergleichsbauten für die rätselhafte kreisrunde Marienkirche auf der Würzburger Festung Marienberg suchte⁷. Dass wir die erste Kenntnis dieser Bauten Pfarrern und Priestern verdanken, ist für diese Zeit nicht ungewöhnlich. Die evangelischen wie katholischen Geistlichen gehörten zu den am besten ausgebildeten Personengruppen ihrer Zeit und hatten ihren Arbeitsplatz direkt am Ort. Typisch für das 19. Jahrhundert war, dass sie sich für alle humanistischen Disziplinen interessierten: Sie verzeichneten historische Quellen genauso wie Besonderheiten der Kirchenbauten und zeichneten ebenso die Legenden und das Brauchtum der Region auf. Nicht umsonst ist es das Zeitalter, in dem die Gebrüder Grimm die Märchen sammelten.

Wie weiter oben bereits gesagt, war es in diesen Jahren eigentlich noch zu früh, eine kunsthistorische Zusammenschau einer ganzen Epoche oder noch weiter übergreifend zu erstellen. Und doch wagte sich Franz Theodor Kugler (1808–1858), Professor an der Berliner Akademie der Künste, genau an diese Aufgabe. Es ging ihm um einen

Abriss der gesamten abendländischen Kunstgeschichte⁸. Im zweiten Band, den er der Romanik widmete, stellte Kugler in einem knappen Kapitel eine markante Gruppe kleiner Zentralbauten in Deutschland zusammen: Lapidar und nüchtern beschrieb er die Bauten an der Tauber und stellte ihnen die schon genannte Marienkirche in Würzburg sowie die Rundkirche in Altenfurt (heute ein Stadtteil von Nürnberg) zur Seite. Vor allem mit dem letztgenannten Bau ist die fränkische Gruppe tatsächlich bis heute gültig zusammengestellt⁹. Franz Kugler hatte zweifellos große Verdienste mit seiner Gesamtsicht auf die Geschichte der Kunst, doch freilich hafteten dem Erstlingswerk dieser Gattung noch große Fehler an. So irrte sich Kugler, und mit ihm die ganze Zunft der jungen Kunstgeschichtsdiziplin, in der Datierung von Monumenten oft um viele Jahrzehnte, manchmal sogar Jahrhunderte, weil das Instrumentarium, Bauten und Kunstwerke zu analysieren und zu datieren, noch nicht richtig ausgebildet war. Die größten Irrtümer unterliefen bei der Unterscheidung der Bauten von der frühchristlichen bis zur romanischen Epoche, weil die Stilgeschichte noch nicht fein ausgebildet war, und weil die schriftlichen Quellen für diese Epoche sehr lückenhaft waren (und sind). Die Unsicherheit in der Datierung blieb noch für viele Jahrzehnte, teilweise bis heute, bestehen und leistete den Missdeutungen der späteren Autoren indirekt Vorschub.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich das Fach Kunstgeschichte in der akademischen Welt etabliert. Um die Jahrhundertwende erschien mit dem großformatigen und mehrbändigen Werk von Georg Dehio und Gustav von Bezold eine europäische Architekturgeschichte, die in mancher Hinsicht, z.B. mit dem publizierten Planmaterial, bis heute Bestand hat¹⁰. In diesen Bänden sind die

hier interessierenden Bauten zwar nicht behandelt, aber teilweise Vergleichsbauten.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann im ganzen Deutschen Reich, genauso wie in anderen Ländern Europas, die Inventarisierung der Kunstdenkmäler. In diesen „Inventaren“ wurden wichtige Bauten gründlich dokumentiert, ihre baulichen Veränderungen (auch denkmalpflegerische Renovierungen¹¹) festgehalten und ihre Ausstattung zumindest in Grundzügen erwähnt. Dieses Jahrhundertunternehmen, vergleichbar den Quelleneditionen im Fach Geschichte, das für die Erforschung der ortsfesten Kunst (Bauten mit ihrer Ausstattung) eine unverzichtbare Grundlage bildet, konnte aus verschiedenen Gründen bis heute nicht abgeschlossen werden¹². Während die Standorfer Kirche, in Hohenlohe und damit im Königreich Württemberg gelegen, nie gründlich „inventarisiert“ wurde, wurde der entsprechende Inventarband für das badische Taubertal im Jahr 1898 vorgelegt. Ihr Bearbeiter Adolf von Oechelhäuser konnte den Wissensstand für die Kirchen in Grünsfeldhausen, Oberwittighausen und Wölchingen sehr gut dokumentieren¹³.

Der Erste Weltkrieg bedeutete auch für die Kunstgeschichtsforschung einen großen Einschnitt, eine noch größere Veränderung brachten die Jahre nach dem Krieg. Manche Künstler und Kunsthistoriker ergriffen stolz, andere einseitig Partei für ihre Nation, insbesondere der deutsch-französische Krieg wurde mit anderen Mitteln auf künstlerischem Gebiet fortgesetzt. Kunstentwicklung wurde nun als einem Volk eigen dargestellt und vor allem gewertet. In den historischen Kunstwissenschaften wurde dieses Problem z.B. in der Frage nach der Entstehung der Kunststile aufgegriffen. Wo war die Gotik entstanden, wo die Romanik? Im 19. Jahrhundert war

die deutsche Kunstgeschichte sehr von der großen Leistung der deutschen Gotik eingenommen, erst Franz Kugler sah die Ursprünge der Gotik in Nordfrankreich. Je mehr die Gotik als französische Kulturleistung identifiziert wurde, wurde nun der Gedanke einer „deutschen Romanik“ emporgehalten und weiterentwickelt. Auf französischer Seite wurden entsprechende Denkmodelle entwickelt und propagiert¹⁴. Das führte zu einer immer engeren und einseitigen Sichtweise der Kunst in den 1920er- und vor allem 1930er-Jahren. Die Betonung der nationalen Eigenheiten mündete in die Germanenforschung der NS-Herrschaft. In dieser Denkschule wurden die Achteckbauten zu einer altgermanischen Keimzelle des späteren romanischen Germanentums. Verbindungslinien in frühere Zeitstufen wurden gesucht (und gefunden), die den jeweiligen romanischen Bau an germanische Urkulte oder Wasserquellen banden. Für diese Art Forschungen steht vor allem der Jurist Erich Jung (1866–1950) mit seinem Buch zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform, das in zwei Auflagen 1922 und 1939 erschien. In den Kirchen von Oberwittighausen und Grünsfeldhausen sah er Überreste germanischer Kulte, die noch im Skulpturenprogramm durchscheinen sollten¹⁵. Der Archäologe Karl Schumacher (1860–1934) nahm zwar an einer Stelle seiner Darstellung über die Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande auf die Publikation Erich Jungs Bezug, aber in dem Sinne, dass seine „Schilderung dieses Ringens zwischen heidnischer und christlicher Religion“ vorzüglich sei, aber mit dem Bedenken, dass er in sehr vielen Punkten zu weit gegangen sei. Schumacher selbst gab in seiner Darstellung einen materialgesättigten Überblick über die Siedlungsentwicklung, weil er als langjähriger Direktor des Römisch-Germani-

schen Zentralmuseums und am Ende seiner Laufbahn, wie kaum ein zweiter in Deutschland, über eine reiche Erfahrung verfügte¹⁶. Mit seinem Werk zeigte er, dass nicht jede Publikation jener Zeit per se einseitig nationalistisch sein musste. Jungs Linie der Forschung war sicher nicht die Hauptlinie, die in dieser Zeit verfolgt wurde. Schon die Tatsache, dass Jungs Buch erst nach 17 Jahren eine zweite Auflage erlebte, drückt aus, dass es nicht zu der großen Lektüre seiner Zeit gehörte, auch wenn die Machthaber dies gern gesehen hätten. Aber diese Darlegungen hatten sicher eine gewisse Fernwirkung, auf die Zeit nach dem Krieg und letztlich bis ins 21. Jahrhundert, weswegen sie von Michael Raisch nochmals relativ ausführlich aufgegriffen wurden¹⁷.

Bauwerke und Kunstwerke wurden lange Zeit vor allem gesehen und beschrieben, d.h. ihre Analyse war ein vorwiegend intellektueller Vorgang. Ergänzend und im Laufe der Zeit traten immer stärker auch andere Methoden hinzu, nämlich archäologische, also grabungstechnische, bauhistorische, also messende und naturwissenschaftliche Untersuchungen. In dieser Beziehung erfuhren die Oktogonkirchen gerade während des „Dritten Reichs“ ihre bislang am tiefsten schürfende Untersuchung durch den jungen Architekturstudenten Oskar Heckmann. Er behandelte in seiner Dissertation die drei Kirchen, indem er die Bauten erstmals gründlich vermaß. Seine Pläne (Grundrisse, Aufrisse, Details) haben auch heute noch Bestand. 1941 erschien seine Arbeit ungekürzt als ausführlicher Beitrag im Freiburger Diözesan-Archiv und war damit an allen Dienststellen und Bibliotheken des Landes leicht zugänglich und benutzbar¹⁸. Er verortete die Architektur der drei Achteckkirchen ganz in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Als Auftraggeber kämen nur die Staufer und die

Adligen der Region (inklusive den Geistlichen wie den Bischöfen von Mainz oder Würzburg natürlich) in Betracht, die in großer Zahl als Teilnehmer der Kreuzzüge genannt wurden. Die Wahl der Achteckform des Kirchengrundrisses sei aber nur allgemein mit Bauformen in Italien und im Heiligen Land in Verbindung zu bringen, es gebe also keine spezifischen Vorbilder.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es nur noch wenige weiterführende Untersuchungen an den Kirchenbauten selbst. Äußerer Anlass waren meist Renovierungsarbeiten entweder aus konservatorischen Gründen oder weil die Kirchgemeinden ihre Kirchen moderner nutzen wollten. Typische Gründe für diese Jahre waren zum Beispiel die Erfordernisse des Zweiten Vatikanischen Konzils, das eine neue Altaraufstellung verlangte, oder der Wunsch nach einer neuen Kirchenheizung unter den Bänken. So wurden alle Kirchen in diesem Zeitraum mindestens ein Mal gründlich renoviert, jedes Mal der Fußboden geöffnet und meist auch der Altar verändert. Bei diesen Baumaßnahmen, die von den kirchlichen Bauämtern und den staatlichen Denkmalpflegeämtern oft gemeinsam oder doch in Abstimmung miteinander durchgeführt wurden, wurden oft wichtige Erkenntnisse gewonnen, doch das wenigste davon auch publiziert. In den Jahren 1961 bis 1963 wurde die Wölchinger Kirche nach den Eingriffen des 19. Jahrhunderts re-restauriert¹⁹ und ungefähr gleichzeitig in der Standorfer Kirche die originale Fußbodenhöhe wiederhergestellt. Von den Restaurierungen in Standorf wurde nichts publik gemacht, auch nicht, als 1989 der zentrale Eichenstamm mit Hilfe der Dendrochronologie recht zweifelsfrei datiert werden konnte. Nur in einem anderen Zusammenhang wurde dies bekannt²⁰. Ein knappes Jahrzehnt später wurden bei

der Restaurierung der Kirche in Oberwittighausen der alte, vielleicht sogar originale Fußboden und der romanische Altarblock entfernt²¹. Die St. Achatiuskirche wurde als letzte Kirche in unserer Gruppe restauriert, und der zuständige Denkmalpfleger, Heinrich Niester, bemühte sich, wie zuvor in Wölchingen, um einen Bericht im hauseigenen Nachrichtenblatt, in dem er die verschiedenen Restaurierungskampagnen übergreifend darstellte²².

Neben dieser Behandlung der Kirchen von Amts wegen beschäftigte sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch Rudolf Kuhn in größerem Maße mit den Kirchen, und er konnte offenbar sogar während der Restaurierungsarbeiten am offenen Bau in Grünsfeldhausen recherchieren. Er stellte in seinen Publikationen über Grünsfeldhausen²³ und Oberwittighausen²⁴ gewollt-ungewollt wieder die großen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge in den Mittelpunkt, also etwa die Rolle dieser Kirchen über Quellen als erste christliche Einrichtungen im jungen Frankenland.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die beiden historischen Territorien Baden und Württemberg in dem gemeinsamen Südweststaat Baden-Württemberg aufgegangen, lange, ohne dass sich ein Bewusstsein für eine gemeinsame Geschichte herausbildete. Als eine große Kunstlandschaft wurde das neue Bundesland nie begriffen und es war auch schlechterdings unmöglich. Trotzdem entstanden schließlich immer mehr Hand- und Sachbücher, die das Gebiet von Baden-Württemberg abdeckten, wo also die Chance bestand, die Bauten gleichgewichtig bzw. abwägend darzustellen. Im „Handbuch der historischen Stätten Deutschlands“, das für Baden-Württemberg in zwei Auflagen 1965 und 1980 erschien, wurden

die Kirchenbauten knapp erwähnt, der Ort Standort und mit ihm die Kirche wurden nicht einmal aufgenommen. Die Denkmalpflegebehörden nutzten, neben der Publikation der einzelnen Restaurierungsmaßnahmen, zwei Publikationsformate: zunächst mehr literarisch die „Kunstwanderungen in Baden“ bzw. in Württemberg, später Neuauflagen des „Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“²⁵. Mit den „Kunstwanderungen“ knüpften die Denkmalpflegeämter ein wenig an die gelehrten Traditionen des 19. Jahrhunderts an, jedoch nun unter streng kunsthistorisch-denkmalpflegerischer Sichtweise. Im württembergischen Band wurde Standort als spätromanischer Bau²⁶, im badischen Band wurden die beiden Achteckkirchen und die Kirche in Wölchingen behandelt²⁷. Wert wurde auf eine detaillierte künstlerische Beschreibung gelegt, die jeweilige Auftraggeberschaft interessierte überhaupt nicht. Es ist außerdem die einzige Stelle in der modernen Fachliteratur, wo auf eine mögliche Kontinuität von früheren Wasserkulten zum mittelalterlichen Kirchenbau hingewiesen wurde (in Grünsfeldhausen).

Aus der universitären Lehre stammt ein opulent bebildeter Band über die Romanik in Baden-Württemberg. In der Einleitung ging der Autor Heinfried Wischermann auf die Problematik der Gebietseinteilung ein, denn das Gebiet des modernen Bundeslandes entspricht weder historischen Territorien noch den Kunstlandschaften Süddeutschlands. Als klassische Kunstlandschaften gehörten der Oberrhein und Schwaben jeweils nur zu einem Teil in das neue Bundesland; Franken wurde dagegen unterschlagen. Sehr knapp, mit sieben Zeilen, erwähnte Wischermann die Gruppe der Zentralbauten „mit ungeklärter Bestimmung“ und charakterisierte sie

als Memorialbauten, ohne dies genauer ausführen zu können. In der Darstellung im Hauptteil wird die Gruppe dadurch, dass die Bauten alphabetisch angeordnet wurden, zwar genannt, aber kaum lebendig²⁸.

Seit dem Stauferjahr 1977 nahmen Publikationen von dritter Seite kontinuierlich zu. Vor allem auf historischer Seite wuchs der Wunsch, regional wichtige Stauferthemen aufzugreifen, oft auch begleitend zu großen Ausstellungen. Des Weiteren wuchs das Bedürfnis an Darstellungen zur heimatlichen Kunst, bei der Archäologie und verwandte Fächer miteinbezogen wurden. Diese Publikationen reichen von fachwissenschaftlichen Darstellungen bis zur journalistischen Reiseliteratur. Entsprechend unterschiedlich wurden die Texte aufbereitet.

Als Reiseführer zu Stauferbauten präsentieren sich die Bücher von Ernst Adam 1977 (damals zur Stauferausstellung in Stuttgart erschienen), Ehrenfried Kluckert 2000 und Johannes Lehmann 2002. Während der erste Band sich wie ein Auszug aus einem umfassenderen Baden-Württemberg-Band liest²⁹, sind die späteren Bände sehr viel stärker themenorientiert aufgebaut (dazu weiter unten). Außerdem sind unter der Reiseliteratur der letzten Jahre die Regionalführer für Hohenlohe besonders zu erwähnen. Auch sie nennen sich im Untertitel „Geschichte und Geschichten“ und geben vor, den Leser spannend informieren zu wollen, doch sind hier die Texte meist sehr gut recherchiert und die Bauten historisch und künstlerisch detailliert dargestellt³⁰.

Der Kunsthistoriker Ehrenfried Kluckert legte ein handliches Sachbuch zur Romanik in Baden-Württemberg vor, in dem er in einem Sonderkapitel auf die Zentralbauten im nordöstlichen Winkel des Landes einging, deren „bauikonolo-

gisches Geheimnis“ bislang nicht bekannt sei³¹. Ausgangspunkt ist für ihn die Ulrichskirche in Standorf, die in die Zeit um 1230 zu setzen und mit dem Kreuzzug 1228/29 von Graf Konrad von Hohenlohe in Zusammenhang zu sehen sei. Für die beiden anderen Kirchen in Oberwittighausen und Grünsfeldhausen übernimmt er diese Datierung. Für ihn wird damit das Haus Hohenlohe der entscheidende Auftraggeber. Eine wichtige Rolle spielt bei seiner Darstellung, zumindest seiner Bebilderung, eine mit Kreuzzeichen aber ohne Inschrift versehene Steinplatte in der Ulrichskirche, zusammen mit einem Hinweis auf den Standorfer Heimatforscher Kurt Wagner, der mit seinen Recherchen die jüngsten „Wallfahrten“ von Kunst- und Esoterik-Freunden ausgelöst hatte³².

Johannes Lehmann schließlich wollte einen unterhaltsamen Reiseführer schreiben, aber auch ein Buch, das man wie einen Roman durchlesen kann (Werbetext auf der Rückseite). Hier durften die Achteckkapellen natürlich nicht fehlen (Kapitel „Drei mal acht“), und journalistisch fetzig liest sich auch der Text – Halbwahrheiten durchmischt mit steilen Thesen und schönen Fotos³³.

Während in früheren Zeiten meist die Achteckkirche in Grünsfeldhausen als „Favorit“ der drei Oktogonbauten galt, sei es die Verkehrslage oder der besonders malerische Anblick, hat diese Rolle in letzter Zeit offenbar die Standorfer Kirche übernommen, eben dank der jüngsten Thesen. So widmete Hans Bauer St. Ulrich ein ausführliches Kapitel in seinem Band „Geheimnisvolles Franken“. Entgegen dem, was der Buchtitel erwarten lässt, liest sich seine Darstellung im Wesentlichen sachlich und kritisch³⁴.

Auslöser für diese Welle von Literatur zur Standorfer Ulrichskirche war aber nur mittelbar

der schon erwähnte Küster und Heimatforscher Kurt Wagner. Er konnte sich auf umfangreiche Vorarbeiten des Neurologen Dr. Willi K. Müller stützen, der in einem Doppelband Spuren des Grabtuches Christi verfolgte, die er in Standorf zu finden glaubte³⁵.

Damit schließt sich der Überblick über die Literatur der letzten 150 Jahre in fast unheilvoller Weise. Das Erstaunlichste ist, dass seit ihrer ersten Entdeckung im Grunde wenig neue Fakten hinzugefügt sind, erfreulicherweise sind die Bauten sogar relativ gut bauhistorisch erfasst worden. Doch Germanenforschung, Quellkulte und eine geheimnisvolle Reliquienspur lassen die Bauten und die Geschichte vor den Geschichten zurücktreten. Es wird höchste Zeit, sich wieder mit den Kirchbauten selbst zu beschäftigen.

Wie oben dargelegt, sind die Achteckkirchen des Taubertals in der bau- und kunsthistorischen Forschung seit 1941 nicht mehr berücksichtigt worden. Dabei ist gerade bei Bauten wie diesen neben der altbekannten Methode der Stilanalyse ein moderner Untersuchungsansatz besonders wichtig. Denn Bauten sind schon lange als Bedeutungsträger bekannt, bloß gilt es, diesen Spuren auch ernsthaft nachzugehen³⁶. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit den Auftraggebern dieser Kirchen als denjenigen Personen, die das größte Interesse an ihnen haben konnten. Ergänzend müssen also die möglichen Stifter in den Blick genommen werden. Als wohl wichtigste Familie in der Region ist dabei die Familie der Hohenlohe zu nennen, die am Anfang des 13. Jahrhunderts ihre erste große Blüte erlebte³⁷. Im zweiten Kapitel werden die Bauten einzeln vorgestellt und auf ihre spezifischen Eigenheiten hin befragt und dargestellt, inwieweit die Einzelbauten besser untersucht worden sind.

II. Die Bauten

Die Schwierigkeiten für eine Beurteilung der Zentralbauten im Taubertal sind mannigfach. Zum Einen hat keiner der Kirchbauten solche baulichen Charakteristika, aufgrund derer man ihn jahrgenau bestimmen könnte. Keiner der Bauten trägt zum Beispiel Inschriften. Jeder dieser Bauten wird erst lange nach seiner Erbauungszeit in schriftlichen Überlieferungen genannt. Ferner gibt es von historischer Seite keine Urkunden oder andere schriftliche Quellen, die einen sicheren Zusammenhang zwischen einer Stifterperson und dem jeweiligen Bau herstellen ließen. Auch die Baugeschichte eines jeden Baus erweist sich als lückenhaft bekannt. Dazu kommt, dass fast jeder der modernen Autoren andere Einzelheiten aus dem Gesamtzusammenhang herausnimmt und interpretiert, ohne das Ganze im Auge zu behalten. Argumente sind dadurch kaum gegeneinander abzuwägen. Mit der folgenden Übersicht werden zu jedem Bau dieselben Kategorien von Eckdaten genannt bzw. so gut es geht benannt, und zwar was bauliche Eigenheiten und Bau- und Restaurierungsgeschichte angeht, und was bestimmte Personenkreise angeht, die mit dem Bau in Zusammenhang gebracht werden können. Jeder Kirchenbau wird mit anderen Monumenten der Umgebung stilistisch verglichen, um eine Datierung nach neuesten Ergebnissen der Forschung wahrscheinlich zu machen. Erst dann können weitere Schlüsse gezogen werden. Was die Literatur angeht, wurde versucht, diese mit Monographien und Aufsätzen so komplett wie möglich anzugeben. Als Internetquelle wurde Wikipedia herangezogen, weil die Internetzyklopädie heute zu den wichtigsten Nachschlagewerken überhaupt gehört.

II.1 Grünsfeldhausen, St. Achatius

Von allen Achteckkirchen im Taubertal hat St. Achatius wohl die schönste Lage in einem Talgrund und bietet mit dem aufstrebenden achteckigen Turm einen fast märchenhaften Anblick. Außerdem ist die Kirche zumindest in neueren Zeiten relativ gut dokumentiert.

Zwei sehr gleichmäßig gebildete Oktogone bilden den zweistöckigen Baukörper. An der Nahtstelle zwischen großem und kleinem Achteck, die im Innern mit einem Tonnengewölbe überwölbt ist, steigt der Turm auf, der ein steinernes Glockengeschoß besitzt, auf dem ein weiteres, hölzernes Glockengeschoß und eine achtseitige steile Turmhaube aufsitzen. Das ganze Gebäude ist in romanischen Formen gehalten, nur in Details sind Ansätze einer fortgeschrittenen Stilstufe erkennbar.

Heutzutage steht die Kirche in einer Wanne, ca. 3,50 m unter dem umgebenden Niveau. Diese Situation war durch den nahen Grünbach hervorgerufen worden, der das Tal immer weiter anschüttete, was auch in der Kirche zu gravierenden Veränderungen geführt hatte. Im Jahr 1804 war deswegen das Erdgeschoss mit seinem romanischen Portal aufgegeben und ein neuer Eingang im kleinen Oktogon an der Ostseite eingebrochen worden, um den Fußboden entsprechend auf die aktuelle Ebene zu heben.

Das Kunstdenkmälerinventar von 1898 schilderte den Bau vor der durchgreifenden Restaurierung, die in den Jahren 1903–08 im Wesentlichen den heutigen äußeren Zustand mit der wiederhergestellten Kirche herbeigeführt hat. Damals wurden die schmucklosen Fenster und das Stufenportal nach vorgefundenen Resten hergestellt, wobei die verlorenen Kapitelle des Portals nach

Vorbildern der Burg Oberschüpf bei Boxberg gestaltet wurden³⁸. Vom alten Kirchenbau blieben als wichtigste Teile der umlaufende Rundbogenfries unter dem Dachgesims, die Fensteröffnungen des Turms und die Ausmalung des kleinen Oktogons erhalten. Bei der Restaurierung vor gut hundert Jahren war das alte Fußbodenniveau wieder hergestellt worden, und dabei kam in der Mitte des Oktogons ein steinerner achtseitiger Pfeiler von über zwei Metern Höhe zum Vorschein, der vorläufig in der Kirche verblieb. Jedoch gefiel der Dorfbevölkerung dieser Pfeiler nicht, die ihn in einer „Nacht- und Nebel“-Aktion am Vorabend des 1. Mai 1919 aus der Kirche schaffte. Die Trümmer lagen drei Jahre vor der Kirche, bis aus einem Teil der Steine der Pfeiler zusammengefügt wurde, der seitdem auf der Wiese steht und eine barocke Muttergottes-Statue trägt. Bei einer weiteren Restaurierung 1971 wurde die Kirche in ihrem alten Bestand konsolidiert sowie die aktuelle liturgische Einrichtung, durch die Maßgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils nötig geworden, hergestellt³⁹.

Die ausführlichsten und am besten dokumentierten Baubeobachtungen stellte Oskar Heckmann an (Abb. 1). Deutlich ist zu erkennen, dass großes und kleines Oktogon nacheinander ausgeführt wurden, worauf eine Baufuge und unterschiedliche Steinbearbeitung hindeuten. Daraus ist zu schließen, dass in einer ersten Phase nur das große Oktogon geplant wurde, das vermutlich eine kleine halbrunde Apsis erhalten hätte. In der zweiten Phase wurden das kleinere Oktogon angebaut und dann der Glockenturm aufgesetzt. Die Mauern beider Achtecke fußen auf unterschiedlichen Sockelprofilen, werden jedoch vom selben Rundbogenfries abgeschlossen, sodass die Planerweiterung also innerhalb der Gesamtbauphase erfolgt sein muss. Mit diesem Wechsel in der Bau-

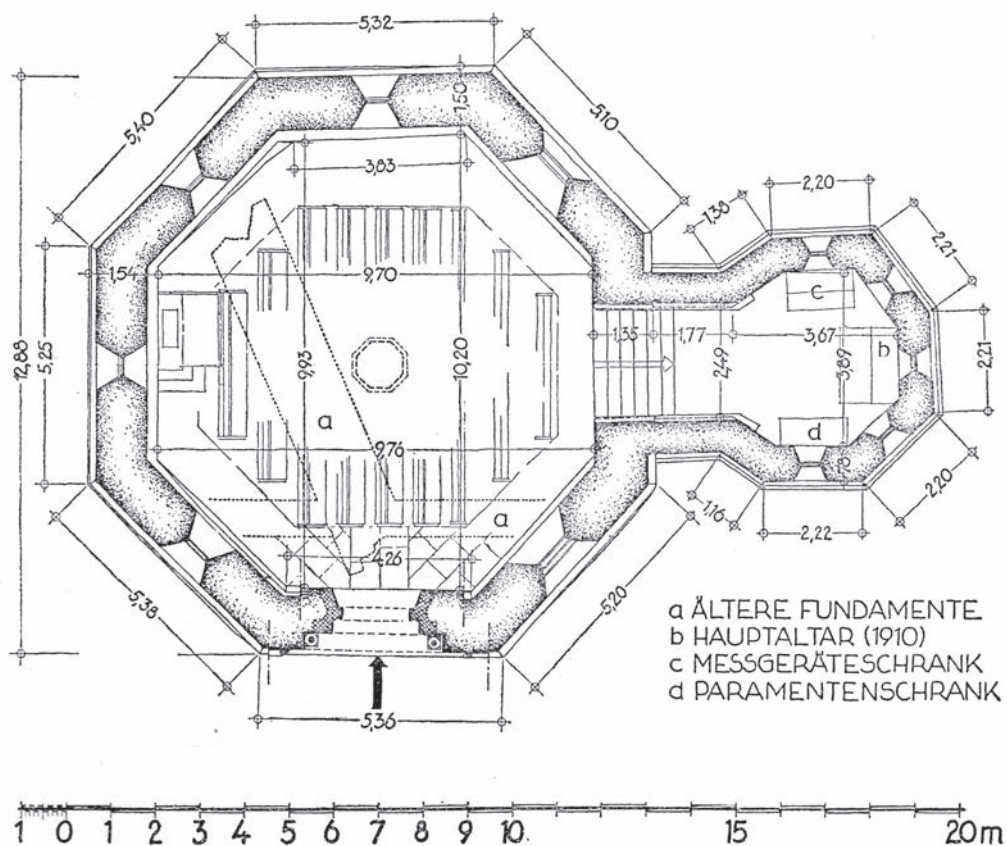


Abb. 1: Grünsfeldhausen, St. Achatius, Grundriss (Reproduktion nach Heckmann)

planung geht auch ein Wechsel der Bauausführung einher, denn das kleinere Oktogon ist wesentlich exakter ausgeführt worden als das große. Die Kantenlänge der Achteckseiten differiert beim großen Zentralbau um ca. 20 cm, im kleinen Bau nur um einzelne Zentimeter. Der Bau wurde sehr gut fundamementiert, denn die Fundamentsohlen wurden sogar in 3,2 m Tiefe noch nicht vorgefunden

(anlässlich der Restaurierung 1903). Unter dem Fußboden des großen Oktogons wurden weitere Mauerzüge gefunden, so dass es einen Vorgängerbau gegeben haben muss, über den aber keinerlei Aussagen zu machen sind, was sein Aussehen oder die Zeitstellung angeht⁴⁰.

Der ursprüngliche Name der Kirche ist nicht überliefert, und ihre Benennung gibt manche



Abb. 2: Grünsfeldhausen, St. Achatius, Außenansicht (Foto: Verf.)



Abb. 3: Grünsfeldhausen, St. Achatius, Postament aus der Kirche mit Madonnenstatue (Foto: Verf.)

Rätsel auf. Im Jahr 1362 wurde die Kirche in einem Ablassbrief unter dem Titel Bartholomäus und die 10.000 Märtyrer erwähnt⁴¹. Die Legende von den 10.000 Märtyrern wurde mit dem armenischen fürstlichen Heiligen Achatius verknüpft, der zur Zeit des Kaisers Hadrian sein Martyrium erlitten

haben soll. Sie entstand im 12. Jahrhundert zum Ansporn der Kreuzfahrer und lehnte sich an die Martyriumsgeschichte der Thebäischen Legion an⁴². Andererseits gehörte der Apostel Bartholomäus zu den Lieblingsheiligen der Hirsauer Reform. Reliquien von ihm sollen in Hirsau vorhanden gewesen



Abb. 4: Grünsfeldhausen, St. Achatius, Innenansicht nach Osten (Foto: Verf.)

sein, so dass ihre Verbreitung in Süddeutschland gut denkbar ist. Auch die Benennung mal als Kirche, mal als Kapelle, scheint ohne System benutzt zu werden. Sicher hat sie kirchenrechtlich nur eine Rolle als Filialkapelle der Kirche von Grünsfeld gespielt, wie auch heute noch.

Der Bau befindet sich weitab von dem Ort Grünsfeld, erst in jüngster Zeit wurden die beiden Orte politisch zusammengelegt. Trotzdem sind am ehesten die Herren von Grünsfeld / Zimmern für den Bau in Anspruch zu nehmen (Abb. 2–4).

Was die zeitliche Einordnung der Achatiuskirche angeht, hat Heckmann einschlägige Vorarbeit geleistet, als er auf den Bau des Klosters Bronnbach hingewiesen hat. Die Baustelle der Zisterzienser war für Jahrzehnte die größte und bedeutendste im unteren Taubertal, die für mehrere Jahrzehnte das Baugeschehen bestimmte. Die Ausformung des Glockengeschosses der Achatiuskapelle ist am besten mit dem Gegenstück, dem Dachreiter der Bronnbacher Klosterkirche, zu vergleichen, der wiederum aus der internen Bauchronologie des Klosters in den Jahren um 1200 herum entstanden ist, wie Katinka Krug 2012 betont hat⁴³. In jenen Jahren war Sigebodo II. Herr von Zimmern⁴⁴.

Sehr deutlich wird bei der Betrachtung dieses Bauwerks, dass es nicht ex novo errichtet worden ist. Es wurden Spuren von Vorgängerbauten festgestellt, jedoch kann keine Verbindung zum bestehenden Bau nachgewiesen werden. Dazu kommt der Pfeilerartige Sockel in der Mitte des Oktogons, für den es keine rechte Erklärung gibt. Als Unterbau einer Mittelstütze für das Dach, wie meist angenommen wird, war sie nicht unbedingt nötig, doch sei auch auf Standort hingewiesen. Spannweiten von 10 Metern sind für Dachstühle keine Seltenheit. Der Pfeiler war vielmehr als solcher gestaltet, besaß eine Basis und eine Abdeckplatte. Auf halber Höhe befand sich eine rechteckige Öffnung, in der an der rückwärtigen Wand ein Zweig mit Blättern als Relief zu sehen war (und in der heutigen verstümmelten Aufstellung noch zu sehen ist). Das könnte auf die Funktion des Pfeilers als Credenz hinweisen und somit darauf, dass in diesem Pfeiler etwas aufbewahrt und eventuell auch gezeigt werden sollte. Dabei kann man an liturgische Gerätschaften in der Nähe eines Altars denken oder auch Memorialgegenstände⁴⁵.

Ferner liegt die Kirche in einer wasserreichen Senke. Rudolf Kuhn hat darauf aufmerksam gemacht, dass an Stelle der Kirche eine germanische Wasserkultstätte gelegen haben könnte. Er nimmt damit weniger die Theorien der Germanenlehre der 1920er- und 1930er-Jahre auf als vielmehr Überlegungen zur Kultkontinuität. Dabei geht es nach Kuhn um die Forderung von Papst Gregor dem Großen, nach der die Christen nicht die Kultstätten der Heiden, sondern nur ihre Götzenbilder zerstören sollten. An die Stelle der Kultstätten sollten Altäre mit Reliquien treten⁴⁶. Warum die Bevölkerung des Grünbachtals 1919 so gereizt reagiert hat, als sie den Pfeiler aus der Kirche beförderte, ist nicht überliefert. War es tatsächlich ein Akt gegen einen heidnischen Kult, den man bekämpfen wollte? So könnte das Datum des „Bildersturms“, der Vorabend des 1. Mai, der Walpurgisnacht, gedeutet werden. Oder war es einfach so, dass der Pfeiler in der nicht allzu großen Kirche den Gottesdienst zu sehr gestört hat?

Ein weiteres Rätsel birgt die Achatiuskapelle: An der westlichen Außenseite ist ein sogenannter Näpfchenstein in den Mauerverband eingelassen (Abb. 5). Hat dies eine besondere Bedeutung? Zunächst ist die Tatsache, dass ein in Format, Material und Ausführung fremdartiger Stein in das sauber gefügte Mauerwerk eingelassen ist, ein Mauerwerk, das aufgrund seiner sauberen Verarbeitung keinen Zentimeter Platz für Fugen lässt, merkwürdig genug und verlangt eine Deutung. Vorgeschlagen wurde, dass in den Näpfchen Arzneimittel, d.h. Steine oder harte Pflanzen, zermahlen wurden, oder dass die Näpfchen Reste eines mittelalterlichen Chanukka-Leuchters wären, wie sie in dieser Form in Südfrankreich vorkämen. Beides wäre möglich, zumal es in Grünsfeld eine Synagoge gab, die nach der Vertreibung der Juden



Abb. 5: Grünsfeldhausen, St. Achatius, Außenmauer mit sog. Näpfchenstein (rechts unten) und Kreuzzeichen (links oben) (Foto: Verf.)

abgebrochen wurde, aber alle Thesen bedürfen noch der Verifizierung. Ein Quader, der sich mehrere Steinlagen schräg über dem Näpfchenstein befindet, zeigt ein eingetieftes Kreuz, das damit in Zusammenhang gebracht wird, eine Art interpretatio christiana⁴⁷.

Als Ergebnis bleibt zunächst festzuhalten: Die Achatiuskirche in Grünsfeldhausen war in ihrer heutigen Form wohl um das Jahr 1200 fertiggestellt, als Auftraggeber ist Sigebodo II. von Zimmern in Betracht zu ziehen. Die Kapelle entstand über Vorgängerbauten und in einem reichen Quellgebiet⁴⁸.

II.2 Oberwittighausen, St. Sigismund

Nur wenige Kilometer von Grünsfeldhausen entfernt liegt die Kirche St. Sigismund oberhalb des Ortes Oberwittighausen. Die Kirche ist in weitem Abstand von einer alten Mauer aus Muschelkalk eingefriedet, im Eingangsbereich vor dem Hauptportal erhebt sich eine große Linde, von einer runden Sitzbank umgeben. Von hier bietet sich ein weiter Blick in die fränkische Gäuebene. Kirchenrechtlich gehörte das Gebäude in früheren Zeiten eigentlich nicht zu Oberwittighausen, sondern zum ca. 2 km entfernten Poppenhausen und

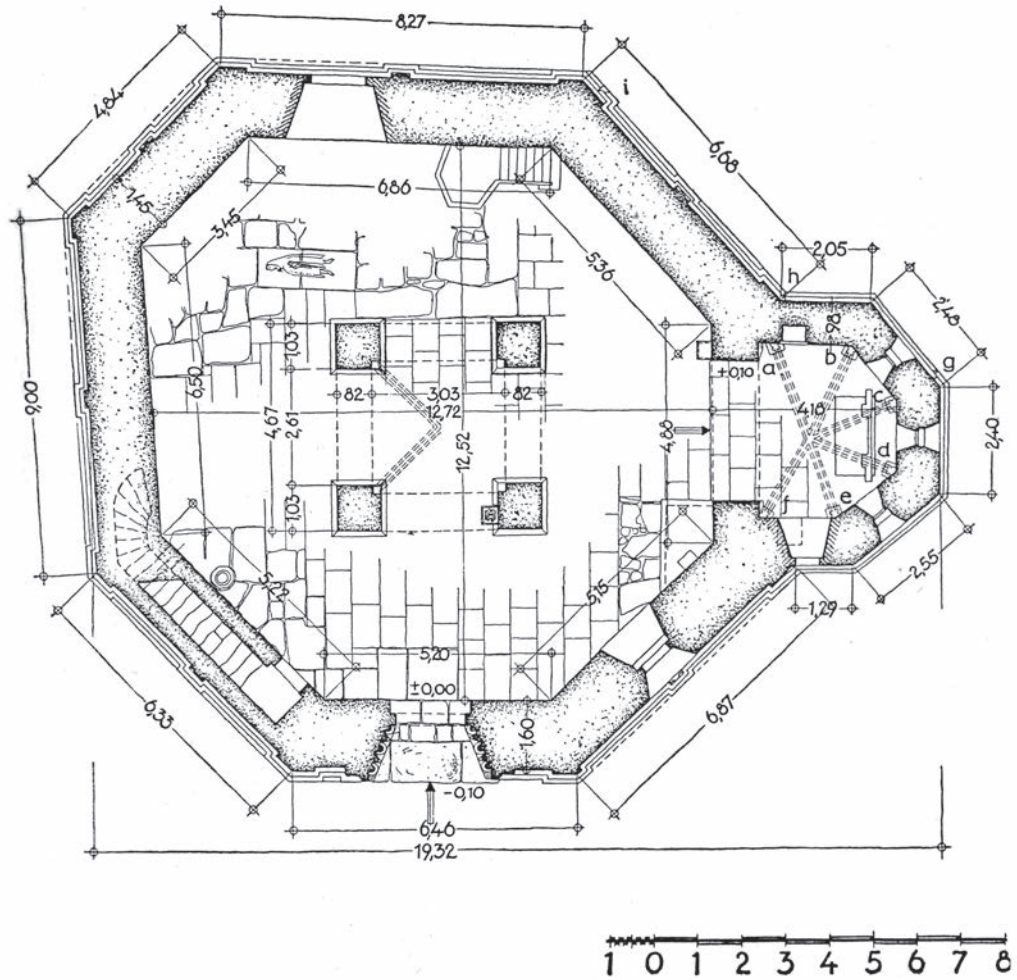


Abb. 6: Oberwittighausen, Sigismundkapelle, Grundriss (Reproduktion nach Heckmann)

damit zum Erzbistum Mainz, statt zum Bistum Würzburg⁴⁹.

Die Kirche ist als Achteckanlage mit einem Hauptportal auf der Südseite und einer polygonalen Chorpartie im Osten konzipiert worden

(Abb. 6, 7). Über dem Zentralbau, der mit einem steilen Zeltdach eingedeckt wird, ragt in der Mitte ein achteckiger Turm auf, den ein spitzes Dach bekrönt und der auf einem quadratischen Unterbau aufbaut, der im Innern zu sehen ist.



Abb. 7: Oberwittighausen, Sigismundkapelle, Außenansicht (Foto: Verf.)



Abb. 8: Oberwittighausen, Sigismundkapelle, Portal (Foto: Verf.)

Auch der Chor ist aus einem Achteck entwickelt worden, genauer aus fünf Seiten eines Achtecks, und er schließt unmittelbar an die Ostseite des großen Polygons an. Besonderer Schmuck aus der Erbauungszeit ist das Hauptportal mit seinen Reliefs (Abb. 8).

Was jedem Betrachter sofort auffällt und ihn meist auch stört, sind Unregelmäßigkeiten im Bau, und zwar zweierlei. Im Grundriss ist das große Achteck überdeutlich aus der Symmetrie verzogen, und im aufgehenden Mauerwerk sind ringsumlaufend Brüche zu erkennen, so dass sich viele Fragen stellen, welche die Bauplanung und das Schicksal des Baus betreffen.

Zur Baugeometrie: Der Hauptraum ist über einem verzogenen Achteck aufgebaut. Die Außenmauern sind immer gleich stark, nur die Wände der Apsis sind deutlich dünner ausgeführt worden. Aber alle Außenmauern gründen auf einem umlaufenden Sockel, der überall gleich gebildet ist. Nur um dem Geländeprofil zu folgen, ist der Sockel mehrfach abgetreppelt: Im Norden befindet sich die höchste Stelle, hier fußt der Sockel fast unmittelbar auf Fels. An der gegenüberliegenden Südostseite fällt das Gelände ab, außerdem sind hier schon relativ tiefe Fundamente notwendig gewesen. Allein diese Beobachtung zeigt, dass der Grundriss der Kirche insgesamt sorgfältig und bewusst an einer bestimmten Stelle angelegt worden ist. Die Verziehung des Achtecks wiederum ist nicht unregelmäßig, sondern scheint ebenfalls genau geplant zu sein. Denn fünf der acht Seiten und der Turm in der Mitte folgen einem exakt symmetrischen Plan, nur die drei übrigen Seiten sind wiederum in Richtung Nordwesten verzogen.

Zum Bauschicksal: Die historische Überlieferung weiß von Zerstörungen der Kirche im Dreißigjährigen Krieg, diese betreffen aber nicht das

äußere Erscheinungsbild, das den Betrachter verstört. Vielmehr ist in jeder Oktogonseite ein deutlicher Bruch, eine annähernd waagerechte Baufuge festzustellen, nämlich da, wo die Lisenen in den Ecken oder in der Mitte einer Seite abbrechen. Auch das Hauptportal zeigt eine solche Bruchlinie. Während die unteren Teile des Stufenportals intakt aussehen, wirken die Wölbsteine und die Reliefs wie sekundär und falsch zusammengesetzt. Die Kirche wirkt „repariert“, aber offenbar ist an dem Gesamtplan des Baus festgehalten worden. Mit der Bruchlinie parallel verläuft auch ein Wechsel im Material. Die älteren Teile sind in Muschelkalkstein ausgeführt, die übrigen Teile im Lettenkohlsandstein, der weicher und leichter zu bearbeiten ist.

Zu dem Gesamtplan des großen Oktogons gehört der zentrale Turm notwendig dazu, es kann sich nicht um einen nachträglichen, zweiten Baugedanken handeln. Der Turm erhebt sich auf vier quadratischen Pfeilern, die im Innenraum zwar die Sicht auf den Altar behindern, aber andererseits mit weiten Spitzbögen zusammengeschlossen sind, um eben die Sicht relativ wenig zu behindern. Dieser quadratische Mittelbau wird ab dem Obergeschoss achteckig weitergeführt und bildet oberhalb der Dachkante das Glockengeschoss aus. Der Achteckbau selbst ist nicht auf Wölbung angelegt, dafür gibt es keinerlei Ansätze. Außenmauern und Kernbau werden als Auflager für die Holzdecke benötigt. In dem südwestlichen Wandteil, also links des Hauptportals, verläuft innerhalb der Mauerdicke eine Treppe. Diese führt auf den hölzernen Dachboden, von da weiter in den zentralen Glockenturm. Das Baukonzept ist also in sich vollkommen schlüssig.

Größter Schmuck des ursprünglichen Bauwerks ist das Hauptportal mit einem reichen Skulpturen-

programm. Eine Analyse des Bildprogramms wurde mehrmals versucht und soll an dieser Stelle gar nicht erst unternommen werden, weil die Schwierigkeiten, hier zuverlässige Aussagen machen zu können, doch zu groß sind. Alle bisherigen Ansätze können als gescheitert bzw. als zu phantasie reich betrachtet werden⁵⁰. Die Portalgewändezone ist noch im Originalzustand erhalten. Mit je drei Säulen zu beiden Seiten und einem Kapitellfries ist das Portal relativ tief gestaffelt. Darüber setzt die Wölbezone mit reliefierten Keilsteinen und gebogenen Wölbsteinen an, die ganze Portalzone wird schließlich von einem rechteckigen Rahmen umfasst. Die Quader und Reliefsteine dieser oberen Zone wirken nicht organisch aufeinandergesetzt. Es scheint, als ob sie nach einem Zusammensturz des Baus willkürlich zusammengefügt worden sind, ohne sich viel Kopfzerbrechen über das originale Aussehen zu machen.

Die reifste Architektur und Bauplastik zeigt die Chorkapelle (Abb. 9). Die sechs Rippen des Gewölbes ruhen auf Konsolen, die in ihrer Ausbildung gut mit Kapitellen auch an anderen Bauten zu vergleichen sind. Die Piscina in Kleeblattform gehört zum typischen Mobiliar deutscher Spätromanik.

Die Patroziniums- und Besitzgeschichte stellen ein eigenes, verwickeltes Kapitel dar und können hier nur kurz referiert werden, soweit es für das Verständnis notwendig ist. Das erste bekannte Patrozinium ist das des hl. Nikolaus von Myra, wie es in einem päpstlichen Ablassbrief des Jahres 1285 überliefert ist. Ob die Kirche schon als Nikolauskirche erbaut wurde, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Es könnte immerhin konkrete Verbindungen zu ihm geben. Die Reliquien des hl. Bischofs Nikolaus von Myra waren von Bareser Kaufmännern im Jahr 1087 in seiner Heimat an

der Westküste Kleinasiens geraubt und nach Bari gebracht worden, wo sie sofort groß ausgestellt wurden. In der Folgezeit, als Bari regelmäßig Ausgangspunkt für Kreuzzugsheere und für Pilger ins Heilige Land wurde, avancierte der neue Bareser Heilige auch zum Schutzpatron der Seefahrer, die an seinem Grab entsprechende Gelübde ablegten. Heimkehrende Seefahrer, auch Kreuzfahrer, könnten dann in der Heimat ihr Gelübde eingelöst haben⁵¹.

Der hl. Sigismund, womit der König der Burgunden aus dem 5. Jahrhundert gemeint ist, kam erst in späterer Zeit in Verwendung, frühestens ab 1354, als Kaiser Karl IV. die Reliquien des Burgundenkönigs nach Prag bringen ließ⁵². Als die Kirche im Dreißigjährigen Krieg großen Schaden litt und nach vielen Jahren der Verwahrlosung wiederhergestellt wurde, wurde sie mit Sigismund-Bildern geschmückt, und es wurde sogar eine Wallfahrt eingerichtet, die bis zum Ende des Alten Reichs dauerte. Aus dieser Phase dürften die Linden mit Ruhebank vor dem Portal stammen, von denen eine noch steht. Ab 1815 gehörte die Kirche zum Großherzogtum Baden, und als 1826 am Festtag des hl. Sigismund betrunkenen Dorfbewohner einen Bauern ermordeten, war dies Anlass, die Kirche zu schließen und auf Abbruch zu versteigern. Jedoch haben die Dorfbewohner selbst die Kirche ersteigert und so den Abriss verhindert. Es folgte eine erste Restaurierung in den Jahren 1843–1846, eine nächste 1929–1932 und die jüngste 1969–1970, wobei man die Chance auf mögliche Bauforschung vergab, als der wohl originale Fußboden ersetzt wurde und Ausstattungsstücke der romanischen Kirche zerstört wurden.

Die Forschung hat sich schwergetan, diesen Kirchenbau künstlerisch und zeitlich genauer einzuordnen. Zwei Aspekte faszinierten von jeher



Abb. 9: Oberwittighausen, Sigismundkapelle, Innenansicht nach Osten (Foto: Verf.)

die Besucher, nämlich das Portal mit seinen geheimnisvollen Skulpturen und die Geometrie des Achteckbaus. Die Oktagonform ist Ausgangspunkt für Spekulationen, die auch in jüngerer Zeit wieder geäußert wurden: es solle sich um eine Templerkirche handeln⁵³. Die Achteckform sei typisch für Bauten des Templerordens, denn er hätte sein Hauptquartier auf dem Tempelberg in Jerusalem gehabt, und der Felsendom sei das Vorbild für seine Bauten in ganz Europa. Des Weiteren hätte der Orden sich früh Privilegien verschafft, zum Beispiel das Begräbnisrecht, womit er überall eigene Friedhöfe anlegen und sich so Einnahmen sichern konnte. Entscheidendes Argument, gerade in der Sigismundkirche bei Oberwittighausen eine Templerkirche zu sehen, ist wohl neben der Achteckigkeit ihre abseitige Lage, eben auch abseits zur dörflichen Konkurrenz. Abgesehen davon, dass in diesem konkreten Fall keine Urkunde oder sonstige Überlieferung für eine Templerkirche spricht, diese These also völlig aus der Luft gegriffen ist, gibt es weitere allergrößte Einwände gegen eine solche Hypothese. Zum Einen hat schon vor langer Zeit Elie Lambert nachgewiesen, dass die These, Tempelkirchen seien praktisch immer achteckig, ein Mythos und im konkreten Falle nicht zu beweisen ist. Templerkirchen können jede Form haben, wie Bauten anderer Orden auch⁵⁴. Und zum Anderen ist bekannt, dass die Templer speziell in Süddeutschland keinen Besitz hatten. Dies folgt aus der Geschichte dieses Ordens und aus der Geschichte der Johanniter und des Deutschen Ordens, die eben hier ansässig waren. Damit gehört die Geschichte der Templerkirche Oberwittighausen in dieselbe Schublade wie die zahlreichen Tempelhäuser, die in süddeutschen Städten gezeigt werden, wie etwa in Amorbach, Erbach

und etlichen anderen Orten. Keines dieser Häuser, seltene und durchaus repräsentative Steinhäuser des 13. und 14. Jahrhunderts, hatte je etwas mit dem Templerorden zu tun. Wie ihre Bezeichnung zustande kam, ist vorerst noch nicht definitiv zu sagen, aber die Templerthese ist aus obigem Grund auszuschließen⁵⁵. Es ist von größter Wichtigkeit, die Templerhypothese hier in aller Klarheit abzulehnen, weil sie einen Baustein zu einer weiteren Hypothese darstellt, die in Standorf in besonderem Maße zum Tragen kommen wird.

Wie hier wahrscheinlich gemacht werden konnte, haben wir in der Kirche wohl noch sehr viel von dem originalen Baugedanken der ursprünglichen Achteckkirche erhalten. Auch der Turm gehört meines Erachtens dazu. Stilistisch ist der Bau spätromanisch geprägt, wenige frühgotische Elemente ändern daran nichts. In allen Teilen dürfte er später anzusetzen sein als die Achatiuskirche im benachbarten Grünsfeldhausen. Die erste partielle Zerstörung erfolgte, aus welchem Grund auch immer, wohl noch zu ihrer Bauzeit, so dass die nicht fertige Kirche notdürftig repariert wurde, indem die Steinquader über der Kapitellzone erneut gesetzt wurden und anderes Steinmaterial für die Außenmauern verwendet wurde. Auf diese Weise konnte der Bau nach kurzer Pause fortgesetzt werden. Der Ablassbrief von 1285 würde dann die Finanzierung des fertigen Baus bzw. seine bevorstehende Weihe erklären. Die entscheidende Frage ist, wann der Bau begonnen worden sein könnte. „Nach der Achatiuskirche“, das würde für die Jahre nach 1210, eher das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts sprechen⁵⁶. In die gleiche Richtung, nämlich die Jahre um 1230, führen Vergleiche mit der Klosterkirche von Bronnbach⁵⁷. Heckmann, der den Bau bei weitem am ausführlichsten und besten analysiert hat, spricht sich für

1220-30 aus⁵⁸. Die Forscher nach ihm folgten ihm nur zum kleinen Teil, die Mehrheit begnügte sich damit, das Datum „um 1200“, das der Denkmalfleger Oechelhäuser 1898 formuliert hatte, weiter zu tradieren⁵⁹. „Um 1200“, das ist aber im Vergleich mit Grünsfeldhausen kaum möglich. Als Bauherren kommen mit dem Datum „1220-30“ sowohl die Herren von Zimmern in Frage, deren Geschlecht bald nach 1222 erlosch, wie auch ihre Erben, die Herren von Rieneck⁶⁰.

Abgesehen von der Baugeschichte bleibt wieder eine weitere Frage offen. Heute steht vor der Kirche eine alte Linde mit Ruhebänken, in früherer Zeit waren es zwei. Sie gehörten zu der Wallfahrtskirche, eine Tradition, die zumindest für die Zeit, als der hl. Sigismund Patron war, sicher belegt ist. Doch gibt es nicht noch ältere Traditionen an diesem Ort? Im Bereich der Kirche hat sich früher eine Quelle befunden, und zwar an der Ostseite, also direkt vor dem Chorbogen. In den 1950er-Jahren hat man noch davon gewusst, auch wenn die Quelle schon versiegt war⁶¹. Die Position der Quelle würde erklären, warum die Kirche genau an dieser Stelle errichtet worden ist, denn, wie oben gesagt, hatte der Baumeister seine Mühe, den Kirchbau an dieser unebenen Stelle zu errichten⁶².

II.3 Standort, Ulrichskapelle

Hoch über dem schmalen Tal mit dem 50-Seelen-Weiler Standort erhebt sich die Ulrichskapelle innerhalb eines ummauerten Gevierts. Auf halber Höhe zwischen Dorf und Kirche entspringt die Ulrichsquelle. Die Kirche ist die kleinste der hier besprochenen Bauten, und man sieht dem Bau seine geheimnisvolle Achteckigkeit auch nicht sofort an⁶³.

Bei der Ulrichskirche handelt es sich sogar um ein sehr exakt konstruiertes Bauwerk (Abb. 10). Geometrische Grundfigur des Kirchenraums ist ein Achteck mit einer Seitenlänge von ca. 4 m, die mit ganz geringen Schwankungen eingehalten wird. Das bedeutet zum Beispiel, dass auch überall der gleiche Winkel von 135° auftritt. Zwei Seiten des Achtecks allerdings wurden durch einen querliegenden Baubau überlagert, was manche Bearbeiter nicht erkannt haben. Hier schließt sich in der Mitte das Sanktuarium mit einer halbrunden Apsis an, das von zwei quadratischen Türmen begleitet wird. Der nördliche Turm steht noch in voller Höhe, der südliche Turm ist nur im Erdgeschoss erhalten, es steht aber zu vermuten, dass er einst genau so hoch war wie sein Pendant. Der Grundrissplan ist sogar so weit entwickelt, dass sich sowohl das Achteck als auch der Riegel mit den Türmen und dem Sanktuarium aus einem gemeinsamen Längenmaß konstruieren lassen.

Kubusartig ragt der Achteckbau auf, dessen glatte Außenwände nur durch Lisenen an den Ecken eine zurückhaltende Gliederung erhalten (Abb. 11). An der Nordwestseite befindet sich das Portal, das in einem Rundbogen sitzt und von einem rechteckigen Wulst überfangen wird. Darüber sitzt ein Rundfenster mit reich verzierter Laibung, das in der Erbauungszeit die einzige Lichtquelle des Innenraums dargestellt hat (Abb. 12). Vier der insgesamt sechs Wandkompartimente besitzen flache, nach oben halbrund geschlossene Nischen, im fünften Kompartiment befindet sich das Portal, im sechsten Wandabschnitt befand sich ursprünglich eine Treppe, die zu den Türmen führte und seit Längerem zerstört ist. Andere Nischen oder Fenster, die heute zu sehen sind, wurden in späteren Zeiten eingefügt, ebenso natürlich die Sitzbänke und die Empore. Das Oktogon wird nach oben

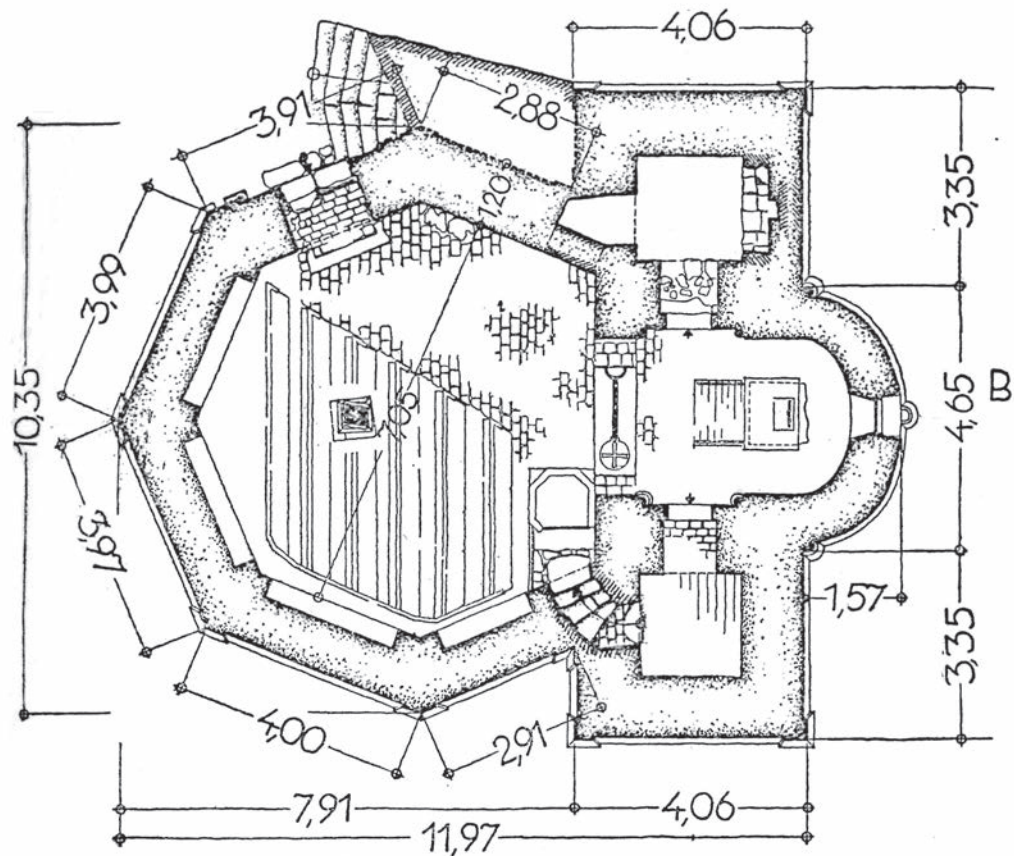


Abb. 10: Standorf, Ulrichskapelle, Grundriss (Reproduktion nach Heckmann)

mit einer flachen Holzdecke abgeschlossen, die auf einem Längsbalken (d.h. der im rechten Winkel auf den Chor zuläuft) aufliegt. Diesen Unterzug stützt ein massiver Eichenbalken, der ursprünglich genau in der Mitte des Raumes aufragte und zu unbekannter Zeit um ca. 40 cm versetzt wurde (Abb. 13).

Das Sanktuarium, das sich hinter dem mächtigen Triumphbogen anschließt, besteht aus einem querrchteckigen Raum, in dessen Winkeln vier Dienste stehen und das zugehörige Kreuzrippengewölbe tragen, und dahinter einer leicht gedrückten Apsis. Die seitlich anschließenden Türme wurden mit Holzböden, deren Befestigungslöcher



Abb. 11: Standorf, Ulrichskapelle, Außensicht von der Talseite her (Foto: Verf.)



Abb. 12: Standorf, Ulrichskapelle, Innenansicht (Foto: Verf.)



Abb. 13: Standorf, Ulrichskapelle, mittlerer Eichenstamm, aus der Mitte versetzt und in sich verzogen (Foto: Verf.)



Abb. 14: Standort, Ulrichskapelle, Scheibenkreuzplatte, heutige Position im modernen Fußboden (Foto: Verf.)

noch vorhanden sind, in mehrere Etagen unterteilt.

Die liturgische Einrichtung des Mittelalters blieb weitgehend erhalten. Die Kirche besaß zwei Altäre, die beide als romanische Blockaltäre gestaltet waren, und zwar den Hauptaltar im Sanktuarium und einen weiteren Altar zur rechten Seite des Triumphbogens. Der südliche Turm besitzt auf halber Höhe einen Erker, der für diesen Raum eine wichtige Funktion anzeigt, und am nördlichen Turm weisen zwei vorkragende Konsolsteine darauf hin, dass sich hier möglicherweise eine Außenkanzel befunden hat.

Die Baudekoration der Ulrichskirche äußert sich, neben Portal und Rundfenster, vor allem in einer Reihe qualitativ sehr guter Kapitelle. Die Dienste des Sanktuariums besitzen breite, tellerförmige Basen und tief ausgearbeitete spätromani-

sche Kapitelle, bei denen sich phantasievolle Tiere bzw. Pflanzen umschlingen. Eine andere Gruppe von Kapitellen sitzt am Außenbau an den Türmen, und zwar in den verschiedenen Fensteröffnungen. Diese Kapitelle sind ornamental bzw. vegetabil gestaltet, auch jeweils in hoher Qualität, wozu das hier anstehende Material, ein sehr harter Kalkstein, wesentlich beigetragen hat. Das merkwürdigste Ausstattungsstück stellt eine flach skulptierte Platte dar, die sich quer vor dem Altar befindet. In sehr sauberer Weise ist ein Scheibenkreuz auf einer Stange eingemeißelt (Abb. 14). Eine Inschrift ist nicht vorhanden, ihre Funktion unbekannt. Die Platte hat zu manchen Hypothesen Anlass gegeben (dazu weiter unten).

Wie üblich, fehlen direkte Quellen aus der Erbauungszeit der Kirche, so dass die Namensgebung und Besitzverhältnisse Anlass für weitere

Forschung sind. Der Name St. Ulrich, also des Bischofs von Augsburg, ist seit dem Jahr 1429 für die Kirche gesichert, ein anderes Patrozinium nicht überliefert. Der hl. Ulrich wurde im Mittelalter bei Augenleiden angerufen, und das Wasser der Ulrichsquelle unterhalb der Kirche galt genau deshalb als heilend⁶⁴. Ein Zusammenhang mit Wallfahrten ist bei dieser Kirche also durchaus möglich, und die zu rekonstruierende Außenkanzel, die für Reliquienweisungen eingesetzt werden konnte, weist vielleicht auf einen solchen Zusammenhang hin, wobei Oskar Heckmann die Außenkanzel als nachträglich angebaut bezeichnet.

Im 15. Jahrhundert gehörte Standorf zu Brandenburg-Ansbach und wurde im 16. Jahrhundert protestantisch. Damit wurde die Wallfahrt automatisch eingestellt, der weite Hof der Kirche wurde 1753 zum Kirchhof, also Friedhof, eingerichtet, wie es auch heute noch der Fall ist. Die Protestanten veränderten vor allem das Innere der Kirche: die Kanzel kam aus Platzmangel auf den Altar neben dem Triumphbogen, festes Gestühl füllte den Raum, dazu kam eine Empore. Bei diesem Anlass wurde wohl die Mittelsäule versetzt.

Im Jahr 1810 kam Standorf zu Württemberg, was die konfessionellen Verhältnisse aber nicht änderte. Im Lauf der Zeit wurden mehrere Restaurierungen durchgeführt, so um 1880 und 1962 eine große Innenrenovierung, bei der das originale Fußbodenniveau wiederhergestellt wurde. In den Jahren 2014/15 konnte der Außenbau saniert werden.

Bei den Restaurierungen rückte als besonderes Ausstattungsstück die oben erwähnte Platte wieder ins Bewusstsein. Wegen ihrer Nichtbeschriftung war sie natürlich noch geheimnisvoller als „normale“ Objekte des Mittelalters. War es eine Grabplatte, die nicht fertig gestellt wurde,

oder diente sie einem anderen Zweck? Die Platte bedeckte nie ein Grab, auch keinen leeren Grabkasten oder ein Versteck, wie bei der letzten Restaurierung festgestellt wurde. Als Grabplatte wäre sie derzeit – so lag sie schon seit langer Zeit – auch falsch orientiert, denn sie hätte nach Osten, also auf den Altar hin, ausgerichtet sein müssen. Der Küster Kurt Wagner entwickelte Thesen bzw. gab Hypothesen von fremder Seite weiter, was innerhalb weniger Jahre heftige Reaktionen auslöste und zur vorübergehenden Schließung der Kapelle führte. Dabei ging es um die ominöse Scheibenkreuzplatte und die Frage, ob sich in Standorf eine Reliquie befunden habe, für die die Außenkanzel geschaffen worden sei.

Die Scheibenkreuzplatte ist in der Tat das einzige Ausstattungsstück der Ulrichskapelle. Die Hypothese, dass sich in ihr die Bauhüttenmaße der Kapelle verbergen würden, wurde Kurt Wagner von dritter Seite nahegelegt. Die abgreifbaren Strecken auf der Platte, zum Beispiel Länge und Breite der Platte, Durchmesser der Scheibe, Länge des Stabes etc., sollen die um den Faktor Zehn verkleinerten Baumaße für den Kirchenbau sein⁶⁵. Tatsächlich finden sich alle Längen irgendwie in dem Bau wieder, was freilich noch kein Beweis ist. Wichtig wäre es, das Entwurfsprinzip des Baus herauszubekommen, aus dem sich dann die wirklich relevanten Größen ergeben müssten. Davon kann hier aber keine Rede sein. Außerdem, wollte man die Platte als den Schlüssel zum Baugeheimnis ansprechen, müsste man Parallelen benennen können, also eine Platte mit ähnlichen Geheimnissen oder schriftliche Quellen, die von solchen Codierungen sprechen⁶⁶. Doch nichts davon gibt es⁶⁷.

Steinplatten mit dem Standorfer Motiv sind durchaus bekannt, immer mit dem gleichen Phänomen, ein Kreuz, häufig ein Scheibenkreuz,

in der Längsachse, und keine Inschrift zu besitzen. Eine Liste solcher Platten wäre sehr lang und würde Hunderte von Exemplaren umfassen. Solche Scheibenkreuzplatten wurden offensichtlich über einen langen Zeitraum hin hergestellt, reichen bis ins achte und neunte Jahrhundert hinab und wurden bis ins Spätmittelalter produziert. Es muss betont werden, dass kaum eine Platte an die exzellente Ausführung der Standorfer Platte herankommt. Wenn eine solche Platte erhalten ist, ist sie offenbar nie an ihrer originalen Stelle geblieben, für die sie geschaffen war, was die Beurteilung solcher Platten sehr erschwert. Offenbar waren es aber immer Sarkophag-Deckplatten⁶⁸.

Mit diesem Befund wird es wahrscheinlich, dass auch die Scheibenkreuzplatte in Standorf als Deckplatte eines Sarkophages angefertigt worden war. Jedoch hat man in Standorf keine Bestattung in der Kirche gefunden, und außerdem hat die Platte für eine Bestattung die falsche Position: Sie hätte als christliche Grabstätte nach Osten bzw. auf den Altar hin ausgerichtet sein müssen. So bleibt bezüglich der Platte die Frage, ob sie für ein Begräbnis vorgesehen war, und wenn ja, warum sie nicht genutzt wurde. Diese Fragen geben der Vermutung von Wischermann, in der Kirche wäre Konrad von Hohenlohe bestattet worden, weiter Nahrung. Tatsächlich ist das Grab des Konrad von Hohenlohe unbekannt⁶⁹. Es ist ohne Weiteres möglich, dass die Platte zum Beispiel bei Einführung der Reformation in einem neuen, nun sinnentleerten, rein dekorativen Zusammenhang vor den Altar im Chor eingelegt wurde.

Eine weitere Funktion soll diese Platte im 13. Jahrhundert gehabt haben: Bei ihr soll eine Zeit lang das Grabtuch Christi ausgestellt worden sein, wenn man der Publikation des Neurologen Willi K. Müller Glauben schenken will. Dies ist der

zweite Gewährsmann für die steilen Hypothesen, die in den letzten Jahren in Standorf für Aufregung gesorgt haben⁷⁰. Müllers zentrale Thesen sind, dass das Grabtuch Jesu tatsächlich noch existiert, und zwar sei es das in Turin verwahrte Tuch. Dieses Grabtuch, das Abdrücke eines geschundenen Mannes zeigt, sei bis Anfang des 13. Jahrhunderts in Konstantinopel aufbewahrt und dann von den Kreuzfahrern dort „entdeckt“ worden. Es kam über Templer in die Hände des Stauferkaisers Friedrich II., der es seinem Getreuen Konrad von Hohenlohe anvertraute. Dieser wiederum musste es vor dem Zugriff anderer hoher Herren verstecken, was er eben in Standorf tat. Später wäre das Tuch in andere Hände gekommen, dann in Frankreich verwahrt worden, bevor es im 14. Jahrhundert an den Hof von Savoyen und mit ihm nach Turin gekommen sei. Für diese Geschichte, die Müller auf vielen hundert Seiten ausbreitet, hat der Autor unendlich viel recherchiert und Quellen zusammengetragen, die er alle präsentiert. Was sein Buch so schwer verständlich macht, ist seine Arbeitsweise, seine Geschichte ohne einen einzigen Verweis auf Quellen zu erzählen und im Anschluss die Quellen zu präsentieren, die seine Geschichte eben nicht tragen. In seiner Publikation fließen mehrere Teilaspekte zusammen, die je für sich betrachtet werden müssen, um die Faszination des Themas und die Fehlschlüsse besser zu verstehen.

Die Geschichte der Reliquien von Heiligen und von Gestalten der Bibel ist unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt, d.h. ob sie tatsächlich sind, wofür sie gehalten wurden oder werden, und unabhängig von einem religiösen Gehalt ein großes Thema der Kultur-, Kirchen-, Kunst- und Machtgeschichte. So werden mehrere Dinge direkt mit Jesus in Verbindung gebracht, Tücher, in denen sich sein Ant-

litz abgedrückt habe, sein Grabtuch und andere mehr⁷¹. Unabhängig von der Frage, ob ein Leichentuch, in das der Körper Jesu eingeschlagen worden ist, überhaupt bis heute hätte überleben können, wissen wir, dass am Hof in Konstantinopel ein Tuch mit dem Bild Christi gehütet wurde, und in Turin ist „das Grabtuch Christi“ in regelmäßigen Abständen zu besichtigen⁷². Diese Gegenstände sind jedoch ganz verschiedene und können nicht in eins gesetzt werden. Das byzantinische Mandylion hat eben seine eigene Geschichte⁷³, die nicht in die Geschichte des Turiner Grabtuchs übergehen kann.

Im Jahr 1204 war Konstantinopel von den Kreuzfahrern erobert worden, die einen unermesslichen Reichtum an Gold und Edelsteinen und Reliquien vorfanden. Konstantinopel war der Hort von Reliquien schlechthin. Insbesondere waren seit der arabischen Eroberung Jerusalems im siebten Jahrhundert die Reliquien, die bislang im Heiligen Land vorhanden waren, zum großen Teil in die byzantinische Hauptstadt geflüchtet und damit gerettet worden. Ein Strom dieser Reliquien ergoss sich nach 1204 über Europa. Für die europäischen Herrscher war es die Gelegenheit, hoch- und höchstrangige Reliquien zu erwerben, denn diese Herrscher empfanden es tatsächlich als Mangel, nicht entsprechende Reliquien zu besitzen. Während der byzantinische Kaiser durch Konstantin den Großen die besten Herrenreliquien besaß, wie zum Beispiel die Nägel vom Kreuz und ganze Stücke vom Kreuz Christi, mussten sich die Herrscher im Westen, die ihre Herrschaft natürlich auch religiös als eine geweihte Herrschaft verstanden, mit sekundären Reliquien zufrieden geben. Dem französischen König Ludwig IX. gelang es, die Dornenkrone zu erwerben, für die er das schönste Schatzhaus baute, das

man sich vorstellen kann – die Sainte Chapelle in Paris⁷⁴. Schon aus solchen Rivalitätsgründen bietet sich an, nach einer ähnlichen Reliquienjagd am Stauferhof Ausschau zu halten.

Die detektivische Spurensuche führte Willi K. Müller ins Taubertal. Vermeintliche Templer mit dem Grabtuch im Gepäck sollen hier aufgetaucht sein, die bei Konrad von Hohenlohe zu Gast waren, etc. Allein, die Taten und familiären Bande, die Müller in seiner Erzählung aufführt, finden keine Bestätigung in den Quellen. Als ein wichtiges Beispiel soll die Person André de Joinville dienen. André de Joinville lebte nach seinen Angaben ungefähr von 1180 bis 1240. Als Mitglied des Templerordens sei er bei der Eroberung Konstantinopels dabei gewesen, habe das Grabtuch Christi in seinem Besitz gehabt und sei später in Franken am Hofe Ottos von Botenlauben und Konrads von Hohenlohe zu Gast gewesen. Sein Grab habe er in Oberwittighausen erhalten, wo er auf einer Grabplatte abgebildet wird⁷⁵. Zu dieser Person des 13. Jahrhunderts haben wir ein quellenkundlich gesichertes Wissen aus einer Quelle des 17. Jahrhunderts, nämlich einer Geschichte des französischen Königshauses. Hier wird er mit einem lapidaren Satz behandelt: André sei Templer, von dem Alberic berichte⁷⁶. Als Gewährsmann wurde Alberich von Trois-Fontaines genannt, ein Zisterziensermönch, der nach 1252 verstarb und durch seine Weltchronik bekannt ist. Diese zeitgenössische Quelle des 13. Jahrhunderts berichtet wieder nicht mehr, als dass es im Jahr 1201 im Hause Joinville fünf Brüder gab, und dazu als sechsten Andreas, der Tempelritter sei⁷⁷. „Seine weitere Lebensgeschichte muß aus einer Reihe von Bildzeugnissen und sekundären Dokumenten erschlossen werden,“ meint Müller dazu⁷⁸. Aus dem Bildzyklus der Portalumrahmung

von Oberwittighausen schließt Müller, dass hier das Grabtuch abgebildet sei, und dass André es folglich in Konstantinopel sichergestellt habe. Da André aus dem Templerorden floh, habe er sich Konrad von Hohenlohe angeschlossen, und auf diese Weise sei das Grabtuch nach Franken gekommen und er, André, habe sich in Oberwittighausen verstecken können und sei hier gestorben. Alle diese Informationen hat Willi Müller aus den Bildzyklen und ähnlichen Bildquellen erschlossen. Diese Informationen geben die Bilder aber in keiner Weise her, auch wenn bislang eine wirklich schlüssige Interpretation der Portalskulpturen fehlt. So muss das Werk von Willi Müller letztlich in allen seinen Teilen als ernstzunehmender Beitrag zu den Achteckkirchen abgelehnt werden.

Zurück zur Ulrichskapelle in Standorf. Die zentrale Frage bleibt zunächst die nach der Datierung des ursprünglichen Baus, und wer der mögliche Auftraggeber dafür gewesen sein konnte. Aus der Baubeschreibung wurde klar, dass direkte Berührungspunkte zu den anderen Achteckkirchen nicht bestehen. Auch stilistisch gibt es keine Ähnlichkeiten. Oskar Heckmann konnte den Bau überzeugend in das Jahrzehnt um 1230 einordnen. Die Vergleichsbauten liegen jetzt nicht mehr im Einzugsbereich von Bronnbach, sondern weiter im Osten, sehr stark im Territorium des Konrad von Hohenlohe, der selbst auch der Favorit als Auftraggeber ist. Mit naturwissenschaftlichen Methoden konnten Heckmanns Analysen bestätigt werden. Eine dendrochronologische Untersuchung des Eichenstamms der Standorfer Kirche durch das Institut für Botanik der Universität Stuttgart ergab, dass diese „wahrscheinlich zwischen 1209 und 1229 gefällt“ wurde⁷⁹. Auch wenn die Sachlage auf diese Weise eigentlich eindeutiger erscheint als in den anderen Fällen, so bedeutet das noch lange nicht, dass das Ergebnis

allgemein akzeptiert wurde, im Gegenteil ist das Ergebnis der vergleichenden Lektüre eher gleichgültig. Im „Handbuch der historischen Stätten“ werden Standorf und die Ulrichskapelle noch nicht einmal erwähnt. Der Datierung Heckmanns schließen sich die „Kunstwanderungen in Württemberg“ und Heinfried Wischermann an, wobei letzterer in Standorf das Grab des Konrad von Hohenlohe postuliert⁸⁰. Weit verbreitet, sogar in Handbüchern, ist nach wie vor die Datierung „um 1200“ bzw. „Anfang 13. Jahrhundert“⁸¹, und schließlich wird auch noch der Eichenstamm der Standorfer Kirche als „1000-jährige Eichensäule“ bezeichnet, die wohl krasseste Fehldeutung in unserem Fall⁸².

Die letzte Anmerkung gilt wie üblich dem Wasser. Nirgends fließt es so offensichtlich wie hier. Ob es für den Bau eine Auswirkung hatte, diese Frage wird erst später gestellt werden.

II.4. Wölchingen, ehemalige Johanniterkirche

In Wölchingen im Umpfertal liegt auf halber Höhe, dem Ort Boxberg gegenüber, an den Hang gelehnt die ehemalige Johanniterkirche, jetzt evangelische Pfarrkirche. Aufgrund ihrer erstaunlichen Ausmaße wird sie stolz „der romanische Dom des badischen Frankenlands“ genannt⁸³. In erster Linie wurde dieser Kirchenbau in unsere Abhandlung über Zentralbauten des Taubertals wegen ihrer Krypta aufgenommen, doch müssen wir selbstverständlich die ganze Kirche im Blick haben, nur dann erschließt sich die Problematik (Abb. 15–18).

Bei der Kirche handelt es sich um eine dreischiffige romanische Basilika mit einem ausladenden Querhaus, an das sich im Osten der Hochchor und zwei Seitenapsiden anschließen. In einer Seitenwand des Chores befindet sich die alte Treppe,

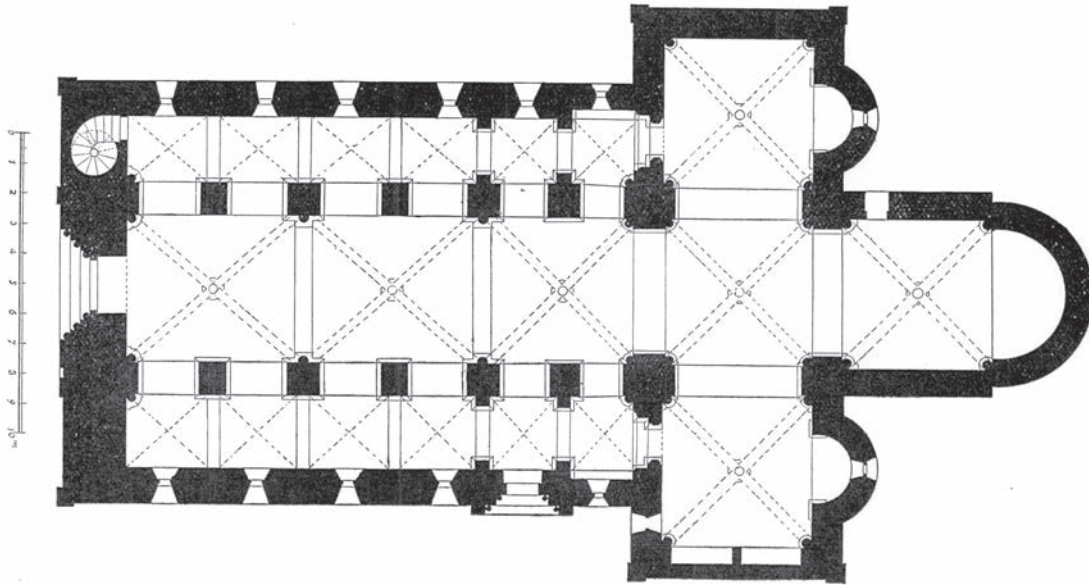


Abb. 15: Wölchingen, Johanniterkirche, Grundriss (Reproduktion nach Oechelhäuser)

die zur Krypta unter dem Chor führt. Die Kirche selbst hat schlanke, fast steile Proportionen, was vor allem durch die sehr schmalen Seitenschiffe betont wird. Sie ist im gebundenen System errichtet worden, d.h. ein Joch im Hauptschiff wird von je zwei kleineren Jochen in den Seitenschiffen begleitet. Über dem steilen Dach ragt der Vierungsturm auf, der der Kirche ihre große Fernwirkung gibt. Dieser ist freilich eine Zutat des 19. Jahrhunderts. Der Bau in seinen reifen romanischen Formen wirkt wie aus einem Guss, die Baudekoration beschränkt sich auf zwei Portale, nämlich an der Fassade und am südlichen Seitenschiff, Kapitelle und Konsolen sowie einzelne Schmuckbänder. Von der mittelalterlichen Ausstattung sind

nur einige Grabmalsplatten erhalten geblieben, die heute in den Seitenschiffen aufgestellt sind. Wichtig sind ferner die Rosenfenster in qualitätvoller Ausbildung.

Unter dem Chor befindet sich die höchst einfache Krypta (Abb. 19): ein kreisrunder Raum mit einem Durchmesser von 3,92 m, der in der Mitte eine Säule (inkl. Fußplatte) von 2,16 m Höhe aufweist⁸⁴. Von dem achtseitigen Kapitell gehen feine Grate aus, die in dem ringförmigen, nur 0,14 m hohen Gewölbe auslaufen⁸⁵. In der ca. 1,7 m dicken Außenwand der Krypta, die also viel mächtiger ist als das Mauerwerk der Kirche darüber, sitzen vier Fenster, von denen drei alt sind und nur eine schmale Öffnung von 13 cm aufweisen.

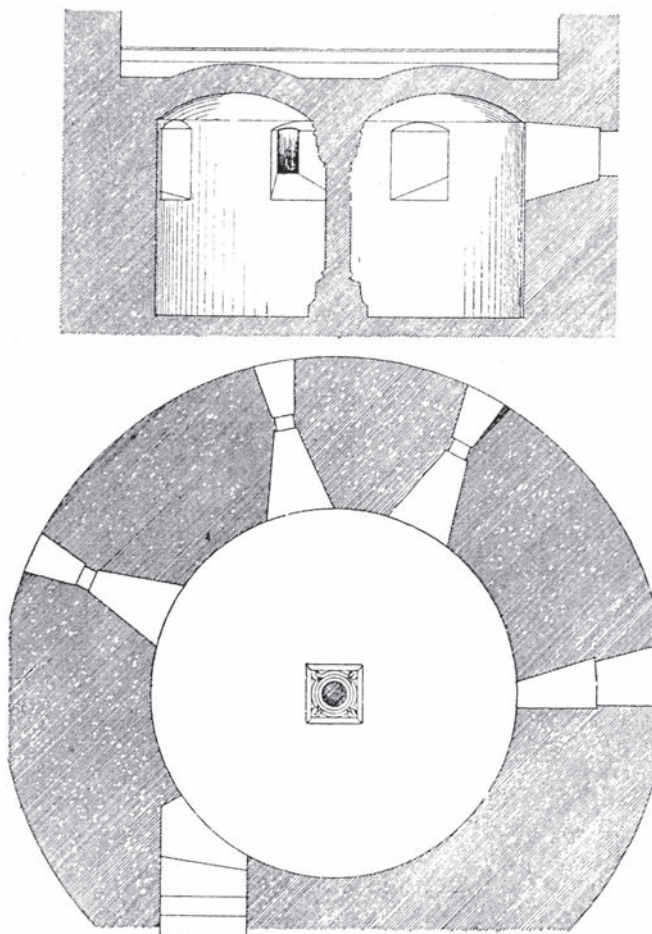


Abb. 16: Wölchingen, Johanniterkirche, Krypta, Grundriss (Osten ist oben) und Schnitt (Blick in Richtung Osten)
(Reproduktion nach Oechelhäuser)

Die Fenster sollen nach Norden, Osten, Südosten und Südwesten ausgerichtet sein. Die Krypta sitzt genau unter der Apsis, ihr Mittelpunkt markiert auch den Mittelpunkt der Apsis.

Der ursprüngliche Name der Kirche ist nicht mehr bekannt. Überliefert sind „Maria und Johannes“ sowie „Petrus und Paulus“ als Patrone, die jeweils für Haupt- und Nebenaltar in Betracht



Abb. 17: Wölchingen, Johanniterkirche, Außenansicht (Foto: Verf.)



Abb. 18: Wölchingen, Johanniterkirche, Innenansicht (Foto: Verf.)

kamen. Jedoch gab es bereits im Mittelalter Besitzwechsel, und darüber hinaus gingen durch die Reformation die alten Namen endgültig verloren. Im Gegensatz zu ihrem heutigen tadellosen Erscheinungsbild muss sie lange Zeit erbärmlich ausgesehen haben. Als in großherzoglich-badischer Zeit 1877/78 eine Restaurierung anstand, berichtete der beauftragte Heidelberger Architekt Behaghel von jämmerlichen Zuständen. Die Krypta war zu zwei Dritteln mit Schlamm verfüllt, eine zeichnerische Dokumentation vor der Restaurierung ließ er gar nicht erst anfertigen, weil die Kirche damals „ein keineswegs erfreuliches Bild bot und überdies die Urgestalt des Gebäudes durch ein Konglomerat primitivster baulicher Provisorien dem Auge fast entzogen war“⁸⁶. Ergebnis der durchgreifenden Restaurierung war, dass ein Großteil der Bauzier im Inneren und am Außenbau zumindest ab einer gewissen Höhe Erfindungen der Restauratoren bzw. Nacharbeiten von anderen fränkischen Kirchen sind. Was den Vierungsturm betraf, von dem materiell praktisch nichts vorhanden war, orientierte sich Behaghel an Türmen einiger elsässischer Bauten und der Limburger Stiftskirche. Unter den eingereichten Vorschlägen entschied man sich für das Limburger Vorbild, was auch realisiert wurde. Auf diese Weise ging das alte hochinteressante äußere Erscheinungsbild verloren, denn die Kirche muss im Spätmittelalter teilweise Wehrcharakter und Gadeneinbauten zur Vorratshaltung besessen haben. Das Erscheinungsbild wurde offenbar in eine bestimmte Richtung getrimmt, eben um einen „Dom“ zu erhalten. Vorsicht ist also geboten, wenn bei der Suche nach Datierung und Auftraggeber der materielle Bestand geprüft wird.

Als Auftraggeber wurden von den Heimat-, Geschichts- und Kunstgeschichtsforschern drei

Personengruppen in den Blick genommen, wobei die Diskussionen nicht wirklich zu einem einheitlichen Urteil gekommen sind: Die alte Schule der Kunstgeschichte und Denkmalpflege favorisierte mit Oechelhäuser die Johanniter, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in der Region und vor allem im nahebei gelegenen Boxberg Besitz hatten; in dieser Zeit sei auch die Kirche entstanden⁸⁷. Als Vergleichsbeispiel wird die Bronnbacher Klosterkirche genannt, deren Bau um 1200 schon weitgehend beendet gewesen sei. Eine zweite Gruppe um Karl Hofmann spricht sich für den Ortsadel als Auftraggeber aus, also die Herren von Boxberg. Diese Argumentation ging mit einer relativen Frühdatierung der Kirche einher, nämlich ins 12. Jahrhundert⁸⁸. Eine weitere Theorie favorisierte den Templerorden als Auftraggeber, wie dies Fritz Liebig mehrere Male tat. Er trat für eine Spätdatierung des Baus ein, in eine Zeit, als die Templer mit ihren geheimnisvollen Riten und vor allem ihrem sagenhaften Reichtum langsam in Verruf gerieten, was letztlich zum Verbot des Ordens und zum Prozess gegen führende Ordensmitglieder führte. In der Bauzier der Wölchinger Kirche erkannte er Dämonengesichter und andere Geschöpfe, die mit dem Gedankengut der Templer im 13. Jahrhundert zusammenhängen sollten⁸⁹.

Was die Datierung des oberirdischen Kirchenbaus angeht, zeigt dieser ein einheitliches Gepräge, freilich schwankt seine Bewertung. Oechelhäuser sprach sich schon 1898 für eine Entstehung um das Jahr 1200 aus, eine Datierung, die lange aufrechterhalten bzw. auch wieder aufgegriffen wurde⁹⁰. Nach dem Zweiten Weltkrieg tendierte die Forschung stärker zu einer Spätdatierung in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts (manchmal noch verfeinert: 1. Drittel, 2. Viertel etc.). Als Hauptargument wurde der Aufbau der Kirche genannt, denn



Abb. 19: Wölchingen, Johanniterkirche, Krypta (Foto: Verf.)

sie wäre noch ganz im romanischen gebundenen System gefangen, freilich in exzellenter Ausführung, und zeige nur spärliche Ansätze zur Gotik. Dies spreche für eine späte Datierung, am Ende der romanischen Epoche. Dieser neue Datierungsansatz wurde durch die denkmalpflegerischen Arbeiten in der Kirche 1961–63 ausgelöst und wurde vielfach aufgenommen, vor allem in den historischen und kunsthistorischen Handbüchern⁹¹. Clemens Jöckle ging noch einen Schritt weiter und setzte den Kirchbau in die Jahre 1250–1270, mit der Begründung, dass der romanische Bau in der

neuen (gotischen) Zeit so elegant gebaut wurde, dass er als romanischer Bau eben keine Nachfolge mehr haben konnte⁹². Katinka Krug wiederum lieferte erst jüngst mit ihrer Arbeit über Kloster Bronnbach Argumente, mit denen die Wölchinger Kirche durchaus bald nach 1200 entstanden sein könnte. Besonders die Rosenfenster in Bronnbach und Wölchingen weisen eine große Ähnlichkeit auf. Jedoch muss betont werden, dass bei dieser Untersuchung das Kloster an der Tauber im Mittelpunkt des forschenden Interesses stand. Wann eine Form, die in Bronnbach entwickelt worden

war, an anderen Orten auftaucht, eine Art „Laufzeit“ also, ist damit keineswegs formuliert⁹³.

Einig sind sich alle Forscher darin, in der runden Krypta einen Nachbau des Heiligen Grabes von Jerusalem zu sehen, was schon Oechelhäuser formuliert hatte und bis heute wiederholt wird. Die genauere Funktion wurde allerdings nicht eruiert. So wurde regelmäßig schon aus der Publikation Oechelhäusers die Ansicht übernommen, dass die Heilig-Grab-Krypta zugleich als Grablege für Komture der Johanniter oder andere Personen gedient habe, was schon aus Platzgründen unmöglich ist⁹⁴. Die Frage nach dem baulichen Zusammenhang mit der Kirche darüber stellt dagegen niemand. Eine solche Krypta ist in dieser Zeit sehr ungewöhnlich. Auch die Maße des Mauerwerks sprechen dafür, dass Krypta und Kirche nicht in einem Zug realisiert und nicht in einer Planung entworfen wurden. Damit müsste die Datierung der Krypta nicht zwangsweise an die Kirche gekoppelt werden, obwohl die Argumente Niesters für ihre späte Datierung ins 13. Jahrhundert sehr bedenkenswert sind⁹⁵.

Die Lösung der kniffligen Aufgabe, architektonischen Befund und historische Überlieferung zusammenzubringen, stammt aller Voraussicht nach von Volker Rödel. Als Ausgangspunkt für den Bau der Krypta kann das Pilgergelübde des ortsansässigen Kraft von Boxberg im Jahr 1192 gelten. Mit der Pilgerfahrt begann das Interesse der Herren von Boxberg für das Heilige Land und für den Johanniterorden, der in den folgenden Jahren und Jahrzehnten immer mehr Besitz in Wölchingen überschrieben bekam. Gleichzeitig engagierte sich die Boxberger Familie bei den Johannitern und stellte wichtige Personen im Orden. In dieser Zeit entstand die Pfarrkirche

der Boxberger, die noch im 13. Jahrhundert von den Johannitern übernommen wurde⁹⁶.

III. Die Suche nach architektonischen Vorbildern

Bereits bei der ersten Nennung der Achteckkirchen in der Literatur erhob sich die Frage nach ihrer ursprünglichen Bestimmung. Die Sagen wurden zwar aufgeschrieben, doch im 19. Jahrhundert suchte man genauso rationale Erklärungen. Die jungen Fachwissenschaften der Bau- und Kunstgeschichte konnten im Kirchenbau schnell Kategorien bilden, und zwar „normale“ Kirchen, die praktisch immer in Längsrichtung organisiert waren, und Zentralbauten, die mit ihrer steinernen Hülle etwas Besonderes umschlossen, mit heutigen Begriffen etwas memorierten⁹⁷. Drei Funktionen waren es vor allem, die sich herauskristallisierten: Taufe, Grabbau und Denkmalskirche, hier speziell Nachbildung des Heiligen Grabes. Die Funktion als Grabbau oder Mausoleum schied in den Fällen der Achteckkirchen sofort aus, weil von Grabmonumenten keine Spur vorhanden war und keine Quelle berichtete. Wölchingen macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, worauf zurückzukommen sein wird. So konzentrierte sich die Frage zunächst auf „Taufkirche“ und später auf „Heiliggrabkirche“.

III.1 Taufkirchen

In der älteren Kirchengeschichte spielen Taufkirchen oder Baptisterien eine herausragende Rolle, und zwar schon deswegen, weil sie eigenständige Gebäude mit einer beachtlichen Größe sind. Die Größe der Gebäude erklärt sich schon aus der Art,

wie die Taufe in der frühen Kirche durchgeführt wurde: es handelte sich nicht um einen individuellen Akt an einem Neugeborenen, sondern es wurden alle Erwachsenen oder Heranwachsenden einer Stadt in Gruppen, wohl jahrgangsweise, einmal im Jahr getauft. Außerdem wurde die Taufe durch den Ortsbischof durchgeführt⁹⁸. Deswegen hatte die Taufzeremonie, die immer in der Osternacht stattfand, größeres Gewicht als später, und es waren auch größere Räumlichkeiten notwendig. Vor allem in Italien sind Baptisterien als baulich selbständiger Teil einer Bischofskirche aus frühchristlicher Zeit und dem Mittelalter erhalten geblieben. Sowohl das Gebäude als auch das Taufbecken konnten rund oder polygonal sein und kamen in vielen Variationen vor. Die oktagonale Form des Beckens wird auf den Hl. Ambrosius in Mailand zurückgeführt, der ein entsprechendes Sinngedicht verfasst hat⁹⁹. Die Form der Taufe veränderte sich im Lauf der nächsten Jahrhunderte. Spätestens in der karolingischen Zeit hatte sich die Kindstaufe durchgesetzt, weswegen nun keine Großbauten mehr nötig waren. Die Entwicklung in Italien, wo Baptisterien noch im hohen und späten Mittelalter gebaut wurden, blieb eine Ausnahme¹⁰⁰.

Was die Situation der Erforschung der Taufe und des Taufortes angeht, war diese für den Raum nördlich der Alpen besonders schwierig, weil es hier gleichzeitig um mehrere Fragestellungen ging: Wie ging die Christianisierung vor sich, wie entstand eine Pfarrorganisation mit Kirchenbauten, um die Bevölkerung geistlich zu versorgen, welche Art von Gebäuden wurden errichtet? Wie sahen die Taufhäuser in der Zeit nach der Völkerwanderung aus, als die Missionierung und Christianisierung einsetzte¹⁰¹? Mit anderen Worten: Wurden wie im Mittelmeerraum auch große Taufkirchen

gebaut, oder wurde die Taufe in einem Sonderraum innerhalb der Kirche durchgeführt? In der alten Forschung wurde immer wieder nach den Baptisterien gesucht. Dass dieser Forschungsansatz noch immer eine gewisse Aktualität hat, zeigt das Beispiel Büraberg bei Fritzlar. Hier hatte der hl. Bonifatius im Jahr 742 einen Bistumssitz eingerichtet. Kreisrunde Fundamente hinter der Kirche (heute Brigidenkirche) wurden noch in jüngster Zeit als Baptisterium angesprochen, was aber wohl nicht richtig ist¹⁰².

Vor dem Hintergrund dieser Forschungslage ist es den Forschern früherer Zeiten nicht zu verdenken, wenn sie die Achteckkirchen im Taubertal als frühe Taufkirchen angesprochen haben, eine Meinung, die noch sehr lange in der Literatur immer wieder wiederholt wurde. Die Ulrichskirche in Standorf wurde anfänglich für eine Taufkapelle im angelsächsischen Stil gehalten, wie Pfarrer Bauer 1859 berichtete¹⁰³. Auch die Oberwittighäuser Kirche soll einst eine Taufkapelle gewesen sein, ist die Meinung von Pfarrer Karch¹⁰⁴. Wahrscheinlich ist es nicht zu unterschätzen, dass diese Meinungen von Pfarrern, beider Konfessionen übrigens, vorgetragen wurden. Denn sie galten als gebildet, wodurch solche Auffassungen die Vorstellungswelt des Volkes tief und nachhaltig prägten. In den Fällen von Grünsfeldhausen und Oberwittighausen hat Rudolf Kuhn Forschungen in dieser Richtung sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg weitergetragen¹⁰⁵. Gerade der Zusammenhang mit Quellen unter der Kirche musste dieser These weiter eine große Wahrscheinlichkeit sichern. Jedoch stellten sich diese Interpretationen als falsch heraus, vor allem, weil in der Zwischenzeit die Struktur der jungen Kirche in den deutschen Landen besser erforscht worden ist. Man weiß inzwischen, dass es so genannte Mutterpfarreien

gab, von denen aus weitere Pfarreien gegründet wurden. Ein Taufort hätte dann zu solch einer zentralen Mutterkirche gehört haben müssen, die in diesem Kontext allerdings nicht fassbar ist. Die Taufkirchentese führt hier also nicht weiter.

III.2 Memorialorte als Hinweise auf das Heilige Land

Ein erster Hinweis, dass wir in den fraglichen Bauten eine Erinnerung an das Heilige Land sehen können, findet sich bereits in Oechelhäusers Denkmalinventar von 1898 über die Krypta von Wölchingen: „Dass die ungewöhnliche Kreisform der Krypta in diesem Falle, wie so oft, mit der allgemeinen Vorstellung vom Rundbau des heiligen Grabes zusammenhängt, erscheint uns ebenso unabweisbar, wie die Annahme, dass die Johanniterkomture hier ihre Gruftstätte gehabt haben werden“¹⁰⁶. Der Konservator bezieht sich dabei auf das Werk von Dehio/Bezold, ohne dass darin Wölchingen erwähnt worden ist¹⁰⁷. Diese doppelte Funktionsbeschreibung von Oechelhäuser, nämlich Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem und Grabkapelle zu sein, wird noch Jahrzehntelang (bis 1980) weitertradiert. Die Funktion als Memorialbau ist gut vorstellbar, jedoch nicht die als Gruft: weder die Zugänglichkeit für den Transport einer Leiche noch der Platz für eine Gruft waren gegeben.

Erst Oskar Heckmann hat bei der Anfertigung seiner Arbeit in den Jahren 1939–1940 bei den Achteckkirchen sowohl die Bauten in ihrer Substanz gründlich untersucht als auch fundierte Überlegungen zu ihrer Funktion angestellt. Kirchenbauten, insbesondere solche von außergewöhnlicher Art, sind seiner Meinung nach nicht

nur kirchliche, sondern auch politische Monumente. Von großer Wichtigkeit waren ihm also die Auftraggeber, die er in führender Position an der Seite des Stauferkaisers Friedrich II. sah¹⁰⁸. Diese waren nicht nur als Territorialherren im Frankensland im Verlauf des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts mächtig und einflussreich geworden, sondern waren unmittelbar in die Reichsgeschäfte involviert. Die potentiellen Auftraggeber hatten auch an einem der Kreuzzüge teilgenommen, die zwischen 1187 und 1229 stattfanden: vom dritten Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. 1187–1190 bis zum fünften Kreuzzug Friedrichs II. 1228/29. Auf den Kreuzzügen hatten sie Erfahrungen im Mittelmeergebiet gesammelt, in Italien und im Heiligen Land, und hatten dort andere Baukulturen kennengelernt, nämlich die italienische und die orientalische. Heckmann fasste diese Ergebnisse seiner Untersuchungen noch ziemlich neutral auf; dem Heiligland-Erlebnis stellte er ein Süditalien-Erlebnis an die Seite, da er die Rolle des Kaisers stark betonte. Achteckbauten sind für ihn zum Einen Ausdruck der Memorialbauten im Heiligen Land, zum Anderen aber auch die modernen Bauten des Kaisers. Castel del Monte, das achteckige Schloss des Kaisers in Apulien, war zwar noch nicht erbaut, aber sozusagen in nuce vorhanden. Auch andere Bauprojekte Friedrichs II. haben achteckige Grundrissformen, z.B. sein Kastell in Enna auf Sizilien, und nördlich der Alpen gibt es dazu durchaus Vergleichsbeispiele, z.B. die Burg Steinsberg bei Weiler im Kraichgau, deren achteckiger Turm in spätstauferischer Zeit errichtet wurde¹⁰⁹.

Hier geht es jedoch um die kirchlichen Bauten, für die ein Vorbild gesucht wird. Daher wenden wir uns jetzt wieder den Kirchen im Heiligen Land und ihren Nachbauten zu. Die Idee, dass die Zentralbauten mit den Sakralbauten in Jerusalem und

Umgebung zu tun haben könnten, wurde regelmäßig abgestritten, meist mit dem Argument, die europäischen Bauten sähen doch ganz anders aus als das Original jenseits des Meeres. Zwei Überlegungen müssen hier zunächst ganz exemplarisch dargestellt werden, nämlich 1) was bedeutete es im Mittelalter, eine „Architekturkopie“ herzustellen, und 2) welche Gebäude wurden überhaupt „kopiert“, und wie sahen diese damals aus? Diese Fragen waren vor hundert Jahren zu einem gewissen Teil gar nicht zu beantworten, erst in den letzten Jahrzehnten sind manche Fragen besser zu klären gewesen. Diese Fragen führen uns in das weite Feld der Architekturkopie.

Jerusalem ist das Ziel der Pilger im Mittelalter. Keine Stadt war so attraktiv, auch Rom und Santiago zogen für lange Zeit nicht so viele Pilger in ihre Mauern. Die Motive waren unterschiedlich: die eigene Frömmigkeit, ein Gelübde, das es zu erfüllen galt, ein Ablass, der den erhofften Nachlass von Strafen für Sünden bringen sollte, aber auch eine Strafe, die man abbüßen musste, oder einfach ein Abenteuer. Eine schier endlose Zahl von Pilgerberichten ist erhalten, die uns ein facettenreiches Bild zeichnen¹⁰. Unter den vielen „Souvenirs“, mit denen die Pilger zu Hause ihr Andenken an Jerusalem wach halten konnten, hatten zwei Sorten eine besondere Qualität: Reliquien, auch indirekte „Berührungsreliquien“, oder Nachbauten der Heiligen Stätten. Mit der Gegenwart der Reliquien oder der anderen Dinge aus dem Heiligen Land spürte sich der Heiligland-Heimkehrer mit seinen Sorgen näher bei Gott. Doch wie gelang es, eine Heilige Stätte in Europa nachzubauen?

In vielen Pilgerberichten wird erzählt, wie der Pilger die Heiligen Stätten abgesprochen hat, um Maß zu nehmen. Hohe Herren haben Gesandte,

oft sogar erfahrene Künstler oder Baumeister, nach Jerusalem geschickt, um die Kirchen ausmessen zu lassen, so wird es regelmäßig berichtet. Eine Analyse der Berichte zeigt aber, dass man längst nicht alles einfach glauben darf, was die Pilger notiert haben. Wenn sie zu Hause von ihrer Fahrt berichtet haben, mussten manche Geschichten einfach mitvorkommen, um den Daheimgebliebenen glaubhaft zu machen, dass sie wirklich da waren: ein Überfall durch die Feinde, Sprachschwierigkeiten mit den Einheimischen, oder eben die Maßzahlen eines Bauwerks. Es gehört die Arbeit der Philologen dazu, um bei den Berichten das wirklich Erlebte herauszufiltern. Andererseits sind uns viele Berichte sehr glaubhaft überliefert, und wir haben keinen Grund, am Wahrheitsgehalt zu zweifeln. So wissen wir zum Beispiel, dass Bischof Konrad von Konstanz im 10. Jahrhundert drei Mal in Jerusalem war (eine erstaunliche Leistung für jene Zeit), und so sollte sein Wunsch, eine Kopie der Grabeskirche in Konstanz zu haben, auch gut zu überwachen sein.

Seit Langem sind die schriftlichen Quellen ediert, in denen wir erfahren, welcher Kleriker oder Fürst in Jerusalem war und dann zu Hause einen Nachbau der Grabeskirche oder etwas Ähnliches haben wollte. Doch wie sieht dann ein solcher Nachbau aus? Auch diese, meist quellenmäßig gesicherten Nachbauten sind schon längere Zeit bekannt¹¹.

Was an Nachbauten der Grabeskirche oder des Heiligen Grabes in Europa bekannt war, war jedoch sehr heterogen, woraus eine Abneigung resultierte, diese Bauten überhaupt als „Kopien“, als Nachbauten also, wahrzunehmen. Es schien ihnen kein Wert innezuwohnen. Denn es fehlte lange Zeit die Methode, wie diese Bauten zu erkennen sind. Die wichtigsten Überlegungen von Seiten der Kunst-



Abb. 20: Jerusalem, Grabeskirche, Innenansicht um 1700 (Reproduktion nach De Bruyn)

wissenschaft stammen von Richard Krautheimer aus dem Jahr 1942. Aus Deutschland vor den Nationalsozialisten geflohen, publizierte er sie auf Englisch, so dass sie nach dem Krieg in Deutschland nur schleppend wahrgenommen wurden¹¹². Seitdem sind in der Nachfolge Krautheimers noch einzelne vergleichbare Studien erschienen¹¹³.

Zur Veranschaulichung des Problems der „Architekturkopie“ im Mittelalter sei die Grabeskirche

in Jerusalem genommen, die Kirche über dem Grab Christi¹¹⁴ (Abb. 20). An ihr lassen sich viele Aspekte sowohl des mittelalterlichen Bauwollens als auch der kunstwissenschaftlichen Analyse illustrieren. Im 4. Jahrhundert wurde über dem Felsengrab, das man als das Grab Christi erkannt hatte, die Grabeskirche erbaut, ein Komplex von Basilika, Vorhof, Atrium, Palast und eben einer großen Rotunde über dem Grab, das selbst in ar-

chitektonische Form gebracht wurde. Der Rundbau war „basilikal“ aufgebaut, d.h. bestand aus einem zentralen Rundbau, um den ein niedriger Umgang lief. 20 Stützen, im Rund aufgestellt, trugen die Kuppel über dem Grab: vier Paare aus eckigen Pfeilern und insgesamt zwölf runde Säulen. Dieses zwar klar strukturierte, aber doch kompliziert zu erfassende Architekturgehäuse nahmen die Pilger auf ganz unterschiedliche Weise wahr, was sich dann in ihren Berichten niederschlug: Die meisten sagten überhaupt nichts dazu, denn sie interessierten sich nicht für Architektur und sahen nur das Grab; einige sahen nur acht Stützen, nämlich die eckigen Pfeiler, andere sahen zwölf Stützen, denn sie zählten nur die runden Säulen, und wieder andere sahen zwanzig Stützen, weil sie alle zählten. Entsprechendes berichteten sie zu Hause, und wenn dann ein Baumeister fragte, ob die Stützen im Kreis oder in einem Rechteck stünden, erinnerten sich manche Pilger an Ecken, andere an ein Kreisrund, wieder andere an drei Altäre, die zwischen den Pfeilern zu erreichen waren. Heiliggrabkopien, genauer: Kopien der Heiligen Grabeskirche, können also erstaunlich vielgestaltig sein, und es kommt nicht auf die wörtliche Übereinstimmung an, die wir heute unter dem Wort „Kopie“ verstehen. Eine Kirche kann rund oder achteckig sein, kann als Zentralbau acht, zwölf oder zwanzig Stützen haben, und jede dieser Kirchen kann eine „Kopie“ der Kirche in Jerusalem sein, muss es aber nicht sein. Viele dieser Fälle sind genau belegbar, durch die entsprechenden Pilgerberichte oder andere schriftliche Quellen. Andere Fälle kann man sich in der Folge erschließen.

Eine weitere prinzipielle Schwierigkeit kommt hinzu, nämlich der Faktor Zeit. Denn die Grabeskirche hat ihr Aussehen mehrmals gründlich verändert. Beim Persereinfall im Jahr 614 soll sie

beschädigt worden sein, definitiv wurde sie im Jahr 1009 fast dem Erdboden gleichgemacht. Danach wurde sie als byzantinische Kirche wieder aufgebaut, im 12. Jahrhundert veränderten die Kreuzfahrer die Kirche nach ihren, also westeuropäischen Vorstellungen. Mit der Eroberung Jerusalems 1187 fiel die Kirche in eine Art Dauerschlaf, aus dem sie erst im 20. Jahrhundert wieder erwacht ist. Spätestens seit dem 13. Jahrhundert wohnten mehrere christliche Konfessionen in der Kirche, die sich lange Zeit misstrauisch beäugten. Als die Kirche im Jahr 1808 abbrannte, wurde von griechischer, also orthodoxer Seite schnell ein neuer Bau hochgezogen. Baubeobachtungen irgendwelcher Art, wie sie von Kirchen in Europa bekannt sind, konnten so nicht durchgeführt werden. Daher wusste man am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Forschung einsetzte, nur aus literarischen Quellen von der Grabeskirche. Erst mit der Restaurierung der Kirche, die nach dem Erdbeben von 1927 notwendig geworden war und 1960 begann, schälte sich langsam die alte Struktur der Kirche wieder heraus, so dass erst heutzutage gute Baubeobachtungen angestellt werden können.

In der Mitte der Rotunde befindet sich das Heilige Grab selbst, wohl der Bau, der am häufigsten nachgebaut worden ist. Dieses Grab, das ursprünglich das Felsengrab gewesen sein soll, in das Jesus gelegt wurde, wurde allein zwei Mal zerstört (1009, 1808) und drei Mal neu gebaut (nach 1009, um 1550, nach 1808), und zwar jedes Mal mit wesentlichen Veränderungen. So wissen wir aus dem Baubestand in Jerusalem nicht, wie das Grab vor 1808 ausgesehen hat. Und trotzdem können wir etwas darüber sagen, weil es die Nachbauten gibt, die mal das Grab des ersten Jahrtausends, mal das der Kreuzfahrerzeit, mal das barocke Heilige Grab nachahmen¹¹⁵. Bereits mit der Grabeskirche ähnelt



Abb. 21: Görlitz, Heiliges Grab (Foto: Verf.)

die Aufgabe, eine Heiliggrabkopie in Europa mit dem Original in Jerusalem zu vergleichen, einer Sisyphusarbeit (Abb. 21).

Was hier für die Grabeskirche geschildert wurde, gilt im Prinzip für alle Heiligen Stätten in Jerusalem, denn die europäischen Reisenden wollten mitunter auch ein anderes Gebäude nachahmen. Andere Kirchen oder Gebäude, die man am Weg

Jesu wählte, waren auch eine Kopie wert. Ein sehr bekannter Fall ist etwa die Loreto-Kapelle, d.h. eigentlich das Haus der Maria in Nazareth, das auf wundervolle Weise nach Loreto in die Marken übertragen wurde und sich von da aus in Kopien über Europa verteilte.

Mit den Zentralbauten ist bereits eine Auswahl aus der großen Fülle von Memorialorten gegeben.

Bei allen gilt es festzustellen, wie die Bauten früher ausgesehen haben, was das Originelle daran war. Mit diesen Beispielen sind nur einige Fälle aus einer Fülle von Nachbauten von Gebäuden aus dem Heiligen Land aufgeführt worden. Es ist das große Verdienst von Richard Krautheimer, uns einen methodischen Schlüssel an die Hand gegeben zu haben, mit dem wir diese Bauten erkennen können.

IV. Ergebnisse

Wenden wir uns nun nochmals den Kirchen im Taubertal zu und fragen, inwieweit sie als Nachbauten von Kirchen des Heiligen Landes gelten können.

Die Kirche in Wölchingen besitzt mit ihrer Krypta die kleinste mögliche Architekturkopie unter unseren Exemplaren, und sie hängt in gewisser Weise mit der Grabeskirche in Jerusalem zusammen. Es ist besonders bemerkenswert, dass sie bereits 1898 als solche Nachahmung angesehen wurde. Der Denkmalpfleger Oechelhäuser verwies auf das gelehrte Grundlagenwerk von Dehio/Bezold, wo die Wölchinger Kirche aber gar nicht abgehandelt wird. Vielmehr fußen die beiden Autoren wiederum auf Heinrich Ottos Handwörterbuch, das im Allgemeinen auch heute noch sehr nützlich ist, aber in Bezug auf die Nachbauten der Grabeskirche nicht sehr viele Beispiele nennen kann¹¹⁶. Krautheimer lieferte den Schlüssel zur Beurteilung dieser Ein-Stützen-Krypta oder Rund-Krypta, indem er auf die entsprechende Krypta der Kirche St. Michael in Fulda hinwies¹¹⁷ (Abb. 22). Krypta und Rundkirche darüber waren von Abt Eigil in den Jahren 820–822 errichtet worden. Die Kirche besitzt einen ringförmigen Umgang auf acht Säulen. Berater des Abtes war Hrabanus Maurus, Abt in

Fulda und Mainzer Erzbischof (um 800–856), einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, auf den das Konzept der Michaelskirche, der Friedhofskirche der Abtei, zurückgeht. Candidus, der Biograph des Abtes Eigil, gibt in seiner Biographie des Abtes eine Erklärung für die Baugestalt der Kirche: Die acht Säulen im Erdgeschoss stehen für die acht Seligpreisungen, und die Säule in der Krypta symbolisiert Christus, Basis und Kapitell stehen für Anfang und Ende der Welt. Beiläufig schreibt er, dass die „Kapelle eine Darstellung Christi und der Kirche sein könnte“. So bleiben bei dieser Baubeschreibung leise Zweifel: Schon ein Zeitgenosse war sich in der Bestimmung bzw. Deutung der Architektur nicht ganz sicher. Zudem wurde die Kirche im 11. Jahrhundert verändert, was uns das Lesen schwerer macht¹¹⁸. Der direkte Bezug zum Heiligen Land wurde auf andere Weise hergestellt, nämlich durch Altartituli, also Beischriften an den Altären, die Hrabanus Maurus formuliert hatte, und durch Sekundärelíquien. Ein Altar war Christus geweiht, was eine Selbstverständlichkeit ist, aber mit dem Zusatz: „dessen Grabbau hier unseren Gräbern hilft“, und er enthielt einen Stein vom Berg Sinai und Erde von der Geburtsstätte Christi¹¹⁹.

Der Deutung der Fuldaer Michaelskirche als Nachbau der Grabeskirche ist also ein wichtiges Argument entgegenzuhalten: Nach allem, was wir wissen, und in diesem Falle sind schriftliche Überlieferung und Baubestand sehr gut, will die Michaelskirche gar kein Nachbau der Jerusalemer Grabeskirche sein. Vielmehr hat der gelehrte Hrabanus Maurus einen Kirchenbau entworfen und ihm eine bestimmte Bedeutung beigegeben. Es handelt sich also um eine Architekturallégorie. Kirchenbauten in ihrer Struktur zu deuten, ist eine althergebrachte Aufgabe und hat nie ihre



Abb. 22: Fulda, St. Michael, Krypta (Foto: Verf.)

Aktualität und vor allem Leserschaft verloren¹²⁰. Die methodische Schwierigkeit, für einen Bau die richtige, also angemessene, vom Bauherren intendierte Bedeutung zu finden, liegt aber darin begründet, dass Bau und Deutung zeitlich meist weit auseinanderfallen. Einer Architekturform nachträglich eine Bedeutung zu unterlegen, ist der Normalfall in der Geschichte des Kirchenbaus. Dagegen kann es nur als Glücksfall bezeichnet werden, dass uns in Fulda der Kirchenbau und die Bauintention aus derselben Zeit überliefert sind.

Ob dieses Architekturbild der Michaelskirche von Fulda wirklich häufiger zu finden ist, wie Untermann suggeriert, ist zu bezweifeln¹²¹. Zumindest für die Epoche der Romanik scheint dies nicht zuzutreffen¹²². Die Kirche St. Cyriak in Sulzburg aus dem ausgehenden 10. Jahrhundert hat ebenfalls eine Ein-Stützen-Krypta, die allerdings eckig ist und auch keinen Raum mit Säulen über sich hat. Aufgrund der Baugeschichte gibt es weder Hinweise auf ein Jerusalem-Zitat noch auf eine Anspielung an Fulda¹²³. Umso interessanter scheint der Fall von Wölchingen zu sein. Es ist

durchaus eine Überlegung wert, ob die Wölchinger Krypta nicht zu einem größeren Zentralbau gehören sollte, der dann zugunsten der Basilika nicht ausgeführt wurde. Als Stifter der Krypta kommen die Edelfreien von Boxberg in Betracht. Kraft I. von Boxberg hatte 1192 ein Gelübde zur Jerusalempilgerschaft abgelegt¹²⁴.

Inwieweit Oberwittighausen und Grünsfeldhausen zusammengehören, bleibt nach unseren Überlegungen fraglich. In der älteren Literatur werden diese beiden Kirchen zusammen mit einer dritten in Gaurettersheim genannt, die gemeinsam entstanden seien, worauf die Gründungssage hindeute. Auch in Gaurettersheim habe es einen Zentralbau gegeben, der aber im 19. Jahrhundert zerstört worden ist. Dieser ist so schlecht überliefert, dass eine Aussage sich verbietet, weswegen er in unseren Überlegungen keine Rolle spielt¹²⁵. Was die beiden anderen Kirchen ähnlich macht, ist ihre prinzipielle Form. Beide besitzen ein Achteck als Kirchenraum, an den ein deutlich kleinerer Raum mit Altarstelle angegliedert ist. Neben der These, die Kirchen seien Baptisterien gewesen, werden die Kirchen auch als Templerkirchen angesprochen¹²⁶. Das wurde bereits oben bei der Besprechung der Kirche von Oberwittighausen zurückgewiesen.

Die Achtzahl ist vielmehr, wie oben dargelegt, sehr gut zur Grabeskirche selber passend. Die Kirche von Oberwittighausen steht von ihrer Bauform her in einer klaren Tradition von Neubauten der Grabeskirche, wie sie in vielen Fällen in ganz Europa erhalten sind. Typisch ist in diesem Fall der polygonale Zentralbau, der in der Mitte einen Kernbau enthält, der sich sehr häufig turmartig fortsetzt und einen zentralen Turm ausbildet. In neueren Zeiten wird der zentrale Raum dabei als störend empfunden, weil er den Blick durch

das ganze Kirchengebäude behindert. Dies entspricht aber eben nicht den liturgischen Vorgaben des Mittelalters, sondern ist von der Denkmalsart her von Kirchenraumvorstellungen des Konzils von Trient (1545–1563) und danach bestimmt. Als bekannte Vergleichsbeispiele wären die Kirche S. Sepolcro in Segovia (um 1208, Kastilien) oder Charroux in der Touraine (11. Jahrhundert) zu nennen, als bescheideneres Beispiel in Deutschland die Kapelle in Drüggelte nahe Soest (Mitte 12. Jahrhundert)¹²⁷. Bei der von uns vorgeschlagenen Datierung der Kirche um 1230 hatten wohl bereits die Herren von Rieneck die Herrschaft inne. Sie kämen also als Stifter in Betracht¹²⁸.

Unter den hier behandelten Kirchen gehört die Achatiuskapelle von Grünsfeldhausen zu den qualitativsten, was Präzision und Bauausführung angeht. Auch der Entwurf gehört zu den originellsten. Die ursprüngliche Idee des Baus war ein Achteck, das nachträglich um ein zweites vergrößert wurde. Dadurch, dass zwischen beiden Oktogonen noch ein achteckiger Turm aufgesetzt wurde, entstand eine besonders malerische Anlage. Kern dürfte aber das Achteck als Nachbau der Grabeskirche sein, es gilt hier also sinngemäß dasselbe wie das oben dargelegte. Bauherr Sigibodo von Zimmern gehörte zu den Mitgliedern des dritten Kreuzzugs, der mit dem Bischof von Würzburg den Kaiser in den Orient begleitete¹²⁹.

Die Standorfer Ulrichskirche ist zwar auch aus dem Achteck entwickelt, entfaltet aber sowohl vom Äußeren als auch vom Inneren her eine ganz andere Wirkung. Zwei Elemente bestimmen den äußeren Eindruck, nämlich die acht geschlossenen Wandflächen, die sehr stereometrisch wirken, und der Turm, der hinter dem Bau aufragt. Zu rekonstruieren ist ein zweiter Turm, so dass der kompakte, fast klein wirkende Baukörper von einer



Abb. 23: Jerusalem, Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg, Ansicht des inneren Zentralbaus (Foto: Verf.)

Art Doppelturmfassade hinterfangen wurde. In Wirklichkeit stellen die Türme Chorflankentürme dar, wie sie zum Beispiel aus der rheinischen Baukunst der Romanik bekannt sind. Das Innere wirkt höchst merkwürdig, vor allem wenn man versucht, sich den ursprünglichen Zustand vorzustellen. Wegdenken muss man sich die Bänke, Empore und Kanzel als Einrichtungsgegenstände der protestantischen Zeit, aber auch praktisch alle Fenster. Als Öffnungen verbleiben dann nur das Portal und ein Rundfenster über dem Portal, ferner ein Fenster im Chor. Das Rundfenster ist als Okulus gestaltet, nicht mit Maßwerk gefüllt, wie man es in der Bauzeit erwarten würde. Der ganze Raum ist auch nicht sehr groß. Im Unterschied zu den beiden Kirchen in Oberwittighausen und Grünsfeldhausen macht dieser Raum einen kleinen, kapellenartigen Eindruck. Bei aller Zierlichkeit ist der Bau auf Fernwirkung berechnet, denn die Kapelle steht hoch über dem Tal, innerhalb eines ummauerten Stücks Land.

Die vollkommen andere Wirkung dieser Kirche resultiert nicht nur daraus, dass wir in Standort nicht mehr im Einzugsbereich von Kloster Bronnbach sind, sondern in einem anderen Territorium – Hohenlohe-Brauneck. Auch zeitlich liegt ein kleiner Abstand zwischen dieser Kapelle und den anderen Bauten. Die Kapelle zeigt aber einen ganz anderen Charakter, weil sie etwas anderes sein will, nicht Nachbau der Grabeskirche, sondern – Nachbau der Himmelfahrtskirche (Abb. 23).

Auf dem Ölberg bei Jerusalem wird bekanntlich die Himmelfahrt Christi lokalisiert¹³⁰. Bereits zur Zeit Kaiser Konstantins wurde dort eine erste Kirche gebaut, die dieses Ereignis memorierte. Diese Kirche ging in der arabischen Zeit Jerusalems unter, wurde aber in der Kreuzfahrerzeit neu gebaut. Reste von ihr sind heute noch zu

sehen. Sie besteht aus einer großen konzentrischen Außenmauer, die einen Platz von ca. 37 m in der Diagonalen absteckt. Daran war im Innern ein umlaufender Portikus gelehnt. In der Mitte dieser Anlage erhebt sich ein kleiner achteckiger Bau, der in seinem Innern eine Steinplatte mit den Fußabdrücken Christi zeigt. Dabei war ein besonders schöner Altar aus kostbarem Stein, Symbol für die Himmelfahrt. Der achteckige Bau hat nur ein Portal und sonst geschlossene Wände. Heute wird er durch eine Kuppel aus muslimischer Zeit gedeckt, ursprünglich war er nach oben offen und besaß eine hölzerne Decke mit einem Loch¹³¹.

Mein Vorschlag geht dahin, dass diese Inszenierung des Himmelfahrtsgeschehens das Vorbild für die Standorter Kapelle war. Weil im mitteleuropäischen Klima ein Kirchenraum nicht ohne Dach auskommt, wurde die eine Öffnung über das Eingangsportal gelegt. Was noch der Erklärung bedarf, sind die beiden Türme zu Seiten des Altarraumes. Von Türmen wurden in Jerusalem keine Spuren gefunden, jedoch ist das Gebiet von einer Moschee teilweise überbaut, so dass keine Ausgrabungen stattfinden können. Auf mittelalterlichen Stadtplänen Jerusalems, die um 1150 entstanden sind, wird die Himmelfahrtskirche jedoch mit zwei Türmen dargestellt, wie auf dem bekannten Plan von Cambrai¹³².

Mit diesem Vorschlag würde sich das Aussehen der Standorter Kirche zum allergrößten Teil erklären, sogar die Tatsache, dass im Innern der Kirche der Seitenaltar neben dem Triumphbogen der größere Altarblock ist, gegenüber dem Altar zwischen den Türmen, denn er würde die Himmelfahrt memorieren. Auch die Lage über dem Tal entspricht bestens den Erfordernissen, sowohl der Himmelfahrt als auch den Verhältnissen in Jerusalem auf dem Ölberg. Mit diesen Erkenntnissen kann man

voraussetzen, dass der Auftraggeber die Situation in Jerusalem kennen musste. Mit anderen Worten, es musste ein Begleiter Kaiser Friedrichs II. sein. Wer käme dafür besser in Frage als Konrad von Hohenlohe (1209–1249), der Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzug ins Heilige Land 1228–29 begleitet hat¹³³?

Nachbauten der Himmelfahrtskirche im Abendland sind bislang extrem selten nachgewiesen worden. Eine künstlerisch bemerkenswerte Kirche kann allerdings benannt werden, sie liegt auf dem Jakobsweg, an dem sich eine ganze Reihe von Memorialarchitekturen findet. Es handelt sich um die Kirche von Eunat¹³⁴. Die Kirchenanlage ist auf den ersten Blick sogar noch stärker überzeugend als Standorf, ist doch hier der umlaufende Portikus vollständig erhalten geblieben bzw. in restaurierter Form zu sehen. Aber die allgemeine Disposition, nämlich einer fensterlosen Kirche inmitten eines Mauerberings, ist sehr gut vergleichbar. Das Beispiel zeigt ferner, wie unterschiedlich Nachbauten aussehen konnten, selbst wenn derselbe Baugedanke dahinter steckt. Es handelt sich um ein Phänomen, das ähnlich in der Ordensbaukunst auftritt: Grundsätzliche Ordnungsgedanken, die zum Beispiel durch die Liturgie vorgegeben werden, werden auch über weite Entfernungen übermittelt, die Bauausführung obliegt dann den örtlichen Gegebenheiten, womit der endgültige Bau doch eine andere Prägung erhält.

V. Fazit und Ausblick

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Achteckkirchen im Taubertal sowie die Kirche in Wölchingen eng mit Bauten im Heiligen Land zusammenhängen¹³⁵. Dass auch Kirchen außerhalb des normalen Blickfeldes, nämlich der Grabeskir-

che, nachgebildet wurden, ist eine auf den ersten Blick überraschende Erkenntnis. Aber es zeigt sich, dass das Baugeschehen bzw. der Wille, Bauten des Heiligen Landes als Memorialbauten zu Hause nachzubilden, noch vielfältiger war als bisher angenommen. Mit der Aufgabe, dies zu erkunden, stehen wir wohl erst am Anfang der Arbeit.

Bisher standen bei unserer Arbeit, aber auch ganz allgemein, ganze Kirchen oder Kapellen im Mittelpunkt der Untersuchung als mögliche „Heiliglandkopien“. Es ist aber noch auf eine weitere Denkmälergruppe hinzuweisen, nämlich Kirchtürme, oft sogar nur Turmbekrönungen. Hartmut Hofrichter hat meines Wissens als erster auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht¹³⁶. In Worms und Umgebung stehen einige Kirchen, deren Turmabschluss befremdend aussieht, so in St. Paul in Worms und den Kirchen in Guntersblum, Dittelsheim und Bechtolsheim. Die Turmbekrönungen, die zusammengefalteten orientalischen Schirmkuppeln gleichen, lassen sich aus der romanischen Baukunst nicht erklären, obwohl die Türme jeweils ganz dieser Epoche angehören. Ihre Bauform wurde offenbar durch den Campanile oder andere Bauteile der Grabeskirche angeregt. Zu erklären sind diese Türme als Stiftungen der Herren der jeweiligen Besitzungen, die nach erfolgreicher Rückkehr von der Kreuzfahrt ins Heilige Land solche Bauten stifteten, in diesem Fall aber ohne liturgische Bestimmung. Die Bauten sind heute noch als „Heidentürme“ bzw. „Sarazentürme“ in der Bevölkerung bekannt¹³⁷.

Auch im schwäbischen Bereich wurden ungewöhnliche Turmbekrönungen festgestellt, die allerdings nicht so auffällig sind: Es sind achteckige Dachpyramiden, die über einem einfachen Turm auf quadratischem Grundriss stehen und dadurch aus der Norm herausfallen. Auch hier konnte

jeweils, also für jede dieser Kirchen bzw. ihre Stifter, eine Heiliglandfahrt festgemacht werden. Zwar sind die Türme heute meist aus späterer Zeit, doch gibt es Grund zur Vermutung, dass ihre Form alt ist¹³⁸.

Mit diesen Bauten vergrößert sich die Basis von Denkmälern, die auf die Kreuzzugszeit Bezug nehmen, enorm und regt zu weiteren Gedanken an. Insbesondere ergeben sich Denkmallandschaften, in denen die Kreuzzugsdenkmäler sehr dicht gesetzt sind. Dazu gehören die Wormser Gegend, Schwaben, was als Stauferland nicht weiter verwundert, und nun eben auch das Taubertal.

Die Kirchen des Taubertals wurden lange in einer anderen Tradition gesehen, nämlich Zeugnisse der „Urkirchen“ bzw. der ersten Taufanlagen zu sein. Die Begründung schien mit den jeweils vorhandenen Wasserquellen einigermaßen abgesichert, allerdings wären in diesem Fall doch jeweils etliche Jahrhunderte Abstand von der Missionierung bis zum Bau dieser Kirchen zu klären bzw. sind eben offen geblieben und konnten nicht vernünftig erklärt werden. Hier bietet die neue These, dass es sich um Denkmale der Kreuzfahrerzeit handelt, eine bessere Begrün-

dung. Auch dieses Phänomen begegnet andernorts. Es sei auf die romanische Rundkirche in Altenfurt bei Nürnberg verwiesen, die lange Zeit als „Urtaufe“ des Nürnberger Landes galt¹³⁹. Auch der Patron St. Johannes schien darauf hinzuweisen. Inzwischen wurde auch diese Kirche umgedeutet und gilt nunmehr als Nachbau der Grabeskirche¹⁴⁰.

Wenn es nun also durchaus möglich scheint, alle vier diskutierten Bauten als Memorialbauten in Bezug auf das Heilige Land zu interpretieren, so bleiben doch Fragen übrig. Drei der vier Kirchen stehen in einem direkten Zusammenhang mit Quellen, die bei oder unter der Kirche entspringen. Oskar Heckmann hat mit überzeugenden Argumenten darauf hingewiesen, dass die Wasservorkommen nicht auf alte Taufanlagen hinweisen können. Dafür sind die Kirchen zu jung, als dass sie in den frühmittelalterlichen Pfarreiaufbau eingebunden werden könnten. Trotzdem sind diese Orte durch die Brunnen ausgezeichnet, waren sie zeitweise Ziel von Wallfahrten. Da der Bau über einer Quelle bautechnisch immer problematisch ist, kann man folgern, dass der jeweilige Kirchbauplatz bewusst ausgesucht worden ist. Hier könnten neue, vergleichende Studien ansetzen¹⁴¹.

Anmerkungen

- * Mein Dank für Hilfen, die ich erfahren durfte, geht an verschiedene Personen. Zunächst an Prof. Dr. Peter Rückert für die Einladung zu der Tagung. Mit Prof. Dr. Volker Herzner konnte ich manche kunsthistorischen Probleme besprechen, Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier war mir bei historischen Fragestellungen immer wieder hilfreich. Frau Gabriele Rimmelspacher und dem Bildungswerk Rheinstetten danke ich für die Gelegenheit, mehrere Male die fraglichen Kirchenbauten zu besuchen.
- 1 Die Sage wurde erstmals aufgezeichnet von Bernhard BAADER (Hg.), *Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden*, Karlsruhe 1851 (ND Hildesheim 1973), S. 332 Nr. 374. Die Sage kursierte in mehreren Varianten, vgl. auch Othmar SCHÖNHUTH, *Die Kapelle bei Oberwittighausen*, in: *Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken* Heft 7 bzw. Bd. 3/1 (1853) S. 90–96, hier S. 94.
 - 2 Hans DÜNNINGER (postum), *Romanik für Deutschtümmler im Taubergau*, in: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 20 (1993) S. 1–22.
 - 3 Michael RAISCH, *Ein Heiligtum im Taubertal? Die Deutungen der Ulrichskapelle in Standort*, Jena 2008.
 - 4 Auf Baden-Württemberg bezogen ist vor allem auf die grundlegenden Einführungen von Georg PFEILSCHIFTER, *Die Sankt-Blasianische Germania Sacra. Ein Beitrag zur Historiographie des 18. Jahrhunderts*, Kempten 1921, und auf Klaus SCHREINER, *Benediktinisches Mönchtum in der Geschichte Südwestdeutschlands*, in: Franz QUARTHAL (Bearb.): *Germania Benedictina* Bd. 5. *Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg*, Augsburg 1975, S. 23–114, hinzuweisen.
 - 5 Zur Einführung vgl. *Klassische Archäologie. Eine Einführung*, hg. von Adolf H. BORBEIN/Tonio HÖLSCHER/Paul ZANKER, Berlin 2000.
 - 6 Literaturangaben zu den Kirchen weiter unten. Vgl. zu Schönhuth vor allem das Lebensbild von Otto BORST, Ottmar F. H. Schönhuth, in: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, hg. von Max MILLER/Robert UHLAND, Stuttgart 1960, Bd. 7, S. 214–251.
 - 7 Andreas NIEDERMAYER, *Kunstgeschichte der Stadt Würzburg*, Würzburg 1860, S. 408–411 zu Standort, Grünsfeldhausen und Oberwittighausen.
 - 8 Zur Person und seiner Darstellungsmethode vgl. Henrik KARGE, *Welt-Kunstgeschichte*. Franz Kugler und die geographische Fundierung der Kunsthistoriographie in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *Kunsttopographie. Theorie und Methode in der Kunstwissenschaft und Archäologie seit Winckelmann*, hg. von der Winckelmann-Gesellschaft, Stendal 2003, S. 19–31. Zur Geschichte der Kunstgeschichte allgemein vgl. Udo KULTERMANN, *Geschichte der Kunstgeschichte*. Der Weg einer Wissenschaft, überarb. u. erw. Neuauf. München 1996.
 - 9 Franz KUGLER, *Geschichte der Baukunst*. Bd. 2. *Die Architektur des romanischen Stils*, Stuttgart 1858, S. 479 f. Im selben Kapitel verweist er außerdem auf die außergewöhnliche Qualität der Kirche von Wölchingen und führt als weiteren Rundkirchenbau die Heiliggrabkapelle in Weilburg/Lahn an, womit er auch erste interpretatorische Ansätze zur Deutung der Kirchen im Taubertal lieferte.
 - 10 Georg DEHIO/Gustav von BEZOLD, *Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, historisch und systematisch dargestellt*, 2 Text- und 2 Tafelbände Stuttgart 1892–1904 (ND Hildesheim 1969).
 - 11 Zu einer Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland gibt es bislang kein zentrales Nachschlagewerk; vgl. aber zur Einführung: *ZeitSchichten. Erkennen und erhalten – Denkmalpflege in Deutschland*. 100 Jahre Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio, Ausst.kat. Dresden 2005, hg. von Ingrid SCHEURMANN, München 2005. In der DDR wurde die regionale Geschichte der Denkmalpflege sehr gut erarbeitet und publiziert. Für Baden-Württemberg und andere Bundesländer der alten Bundesrepublik fehlen solche Publikationen zur Gänze.
 - 12 Einen Überblick über die älteren publizierten Inventarbände bietet folgende Zusammenstellung: *Kunstdenkmäler-Inventarisierung in Mitteleuropa*. Verzeichnis der bisher erschienenen Bände, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 26 (1968) S. 123–142 und 27 (1969) S. 54–80, 196–198.
 - 13 Adolf von OECHELHÄUSER, *Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bd. 4, Abt. 2)*, Freiburg 1898, hier S. 47–50 (Grünsfeldhausen), 135–142 (Oberwittighausen) und 226–243 (Wölchingen).
 - 14 Den tendenziösen Publikationen während des Ersten Weltkriegs folgten in den Jahren danach weitere nach, bestimmten die Kunstforschung geradezu. Vgl. Carsten FLEISCHHAUER, *Eine mittelalterliche Präfiguration der europäischen Einigungs-idee? Die Erforschung der Zisterzienserarchitektur im westlichen Nachkriegsdeutschland*, in: Nikola DOLL/Ruth HEFTRIG, *Kunstgeschichte nach 1945*, Köln 2006, S. 77–87, bes. S. 77–79.
 - 15 E(ri)ch JUNG, *Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit*. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform, München 1922, S. 281–284 (Oberwittighausen), 284 f. (Grünsfeldhausen). In der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage München 1939 werden die Bauten S. 477 f. (Oberwittighausen) und 478 f. (Grünsfeldhausen) behandelt.
 - 16 Karl SCHUMACHER, *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter*. 3. Bd.: *Die merowingische und karolingische Zeit*, 1. Teil: *Siedlungsgeschichte (Handbücher des römisch-germanischen Central-Museums, Bd. 3)*, Mainz 1925, S. 230 f. (Grünsfeldhausen, Oberwittighausen) und 359 f. (Standort und andere Kirchen).
 - 17 RAISCH (wie Anm. 3) S. 8–46. Die Entstehungsgeschichte dieser Publikation ist eine Geschichte für sich. Das Buch war ursprünglich als Publikation der Abteilung für Weltanschauungsfragen der württembergischen Landeskirche vorgesehen, ein Zuschuss wurde bewilligt, jedoch wurde die Veröffentli-

- chung im Namen der Landeskirche zurückgezogen. Daraufhin erschien der Band in einem jungen Verlag in Thüringen. Dies ist übrigens der beste Beweis für die Fernwirkung der Thesen von Erich Jung.
- 18 Oskar HECKMANN, Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber, in: Freiburger Diözesan-Archiv 68 (N.F. 41) (1941) S. 56–173.
 - 19 Heinrich NIESTER, Die evang. Kirche in Wölchingen (Kr. Tauberbischofsheim) und ihre Instandsetzungen in den Jahren 1877/78 und 1961/63, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 8 (1965) S. 19–26.
 - 20 Anlässlich der Auseinandersetzungen, die weiter unten kurz besprochen werden, RAISCH (wie Anm. 3) S. 61 Anm. 6 zur dendrochronologischen Untersuchung.
 - 21 Das wurde nur von Carlheinz GRÄTER/Jörg LUSIN, Kirchen, Klöster und Kapellen in Hohenlohe. Geschichte und Geschichten, Tübingen 2007, hier S. 121–125 angemerkt.
 - 22 Heinrich NIESTER, St. Achatius in Grünsfeldhausen. Bericht über die Instandsetzung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1975, S. 94–100.
 - 23 Rudolf KUHN, St. Achatius zu Grünsfeldhausen (Pro-Arte-Publikation, Bd. 4), Würzburg 1964.
 - 24 Rudolf KUHN, Die St. Sigismund-Kapelle zu Oberwittighausen, Würzburg 1957.
 - 25 Baden-Württemberg, hg. von Max MILLER (Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6), Stuttgart 1965, hier S. 229 f. (Grünsfeldhausen), 505 (Oberwittighausen) und 759 (Wölchingen); Baden-Württemberg, hg. von Max MILLER/Gerhard TADDEY (Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6), Stuttgart 21980, hier S. 272 f. (Grünsfeldhausen), 601 f. (Oberwittighausen) und 897 f. (Wölchingen). Dagmar ZIMDARS (Red.), Baden-Württemberg I. Die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe (Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler), München 1993, hier S. 279 (Grünsfeldhausen), 606 (Oberwittighausen), 724 (Standorf) und 865 f. (Wölchingen).
 - 26 Eugen GRADMANN/Hans CHRIST/Hans KLAIBER, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 31955, hier S. 167 (Standorf), DIESS./Cord MECKSEPER, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 41970, hier S. 189 (Standorf).
 - 27 Emil LACROIX/Heinrich NIESTER, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959, hier S. 415 f. (Grünsfeldhausen und Oberwittighausen) und 422 f. (Wölchingen).
 - 28 Heinfried WISCHERMANN, Romanik in Baden-Württemberg, Stuttgart 1987 (identische Sonderausgabe 1992), hier S. 251 (Boxberg-Wölchingen), 255 (Creglingen-Standorf), 269 (Grünsfeld-Grünsfeldhausen) und 328 f. (Wittighausen-Oberwittighausen).
 - 29 Ernst ADAM, Baukunst der Stauerzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß, Stuttgart 1977, hier S. 95–98 (Grünsfeldhausen), 156 f. (Oberwittighausen), 210–213 (Standorf) und 236–238 (Wölchingen).
 - 30 GRÄTER/LUSIN (wie Anm. 21) hier S. 116–120 (Grünsfeldhausen), 121–125 (Oberwittighausen) und 154 f. (Standorf).
 - 31 Ehrenfried KLUCKERT, Romanik in Baden-Württemberg, Bremgarten 2000, S. 124–127 (Kapitel „Zentralbauten“).
 - 32 Kurt WAGNER, Die Ulrichskapelle in Standorf, Privatdruck o.O. o.J. (ca. 1997, erschlossen aus der Bemerkung „Renovierung vor ca. 35 Jahren“).
 - 33 Johannes LEHMANN, Barbarossa & Co. Reise zu den Stauern in Südwestdeutschland, Tübingen 2002, hier S. 113–118 (die drei Kirchen, ohne Wölchingen).
 - 34 Hans BAUER, Geheimnisvolles Franken (Unbekanntes Franken, Bd. 6), Dettelbach 2006, hier S. 63–85 (Glaubensträume und Wirklichkeit. Die Geheimnisse der Ulrichskapelle zu Standorf), dazu S. 182–185 (Der Weg des Grabtuchs Jesu).
 - 35 Willi K. MÜLLER, Festliche Begegnungen. Die Freunde des Turiner Grabtuchs in zwei Jahrtausenden, 2 Bde., Frankfurt 1989. Auf sein Werk wird im Kapitel Standorf näher eingegangen.
 - 36 Im deutschsprachigen Raum wurde diese Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg von Bandmann geprägt: Günter BANDMANN, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951.
 - 37 Zu den Hohenlohe vgl. vor allem Gerd WUNDER, Gottfried, Konrad und Heinrich von Hohenlohe, Brüder, Edelherren in Franken und Diener des Kaisers, I. Hälfte 13. Jahrhundert, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, hg. von Max MILLER/Robert UHLAND, Bd. 11, Stuttgart 1969, S. 1–22, sowie übergreifend Gerhard TADDEY, Hohenlohe, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, Bd. 2, Stuttgart 1995, S. 379–388.
 - 38 HECKMANN (wie Anm. 18) S. 129.
 - 39 NIESTER, Grünsfeldhausen (wie Anm. 22). Eine Broschüre stammt von Elmar WEISS, St.-Achatius-Kapelle in Grünsfeld-Hausen, Grünsfeld 1993.
 - 40 HECKMANN (wie Anm. 18) S. 123–146.
 - 41 Elmar WEISS, Geschichte der Stadt Grünsfeld, Grünsfeld 1981, zur Kirche S. 462–473; WEISS, St.-Achatius-Kapelle (wie Anm. 39) S. 39 f.
 - 42 Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. von Wolfgang BRAUNFELS, 8 Bde., Freiburg 1968–76 [kurz LCI], hier Bd. 5, Sp. 16–21.
 - 43 Katinka KRUG, Kloster Bronnbach. Die Baugeschichte von Kirche und Klausur des Zisterzienserklosters (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 15), Stuttgart 2012, S. 170. Damit nimmt sie die Argumente von Heckmann auf, unterlegt sie jedoch mit der Chronologie von Bronnbach.
 - 44 Peter RÜCKERT, Die Edelfreien von Lauda, Zimmern und Gamburg, in: Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben, hg. von Ferdinand KRAMER/Wilhelm STÖRMER (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 20), München 2005, S. 591–642, hier besonders S. 608–615.

- 45 An Seitenaltären, die von Priestern für stille Messen, also ohne Personal, genutzt wurden, waren im Mittelalter Schränke und Ausgussmöglichkeiten zur Aufbewahrung und Verwendung von eucharistischen Gefäßen üblich. Sie sind häufig in evangelischen Kirchen erhalten geblieben. Vgl. Heinrich OTTE, Archäologisches Wörterbuch, Leipzig 1877 (ND Hildesheim 1978), S. 45.
- 46 KUHN (wie Anm. 23); nochmals DERS., Das Heilige Grab über dem Heidenbrunnen, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 49 (1987) S. 15–32.
- 47 Zu der Theorie des verbauten Chanukka-Leuchters vgl. Jürgen KRÜGER, Geschichte und Architektur, in: Joachim HAHN/Jürgen KRÜGER, „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus ...“ Synagogen in Baden-Württemberg, 2 Bde., Stuttgart 2007, hier Teilband 1, S. 40 f.
- 48 Weitere Nennungen der Achatiuskirche in der Literatur: Emil BOCK, Das Zeitalter der romanischen Kunst, Stuttgart 1958, S. 131–133, 233–235 (Emil Bock hat weitere sehr attraktive Bände mit gutem Bildmaterial zu unseren Kirchen publiziert); Carlheinz GRÄTER, Rätselhafte Achteckkirchen im Tauberland, in: Beiträge zur Landeskunde 1/1993, S. 7–11; Hans ROLLI, Die Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul Grünsfeld, München u.a. 1976; Hans ROLLI/Heinrich NIESTER, Die Filialkapelle St. Achatius in Grünsfeldhausen, Regensburg 1994; Carlheinz GRÄTER, Rätselhafte Monumente der Kreuzfahrerzeit. Die Achteckkirchen von Grünsfeldhausen und Oberwittighausen, in: Schönes Schwaben. Land und Leute 1998, Heft 7–8, S. 64–66. Im Internet vgl. St. Achatius (Grünsfeldhausen), in: [https://de.wikipedia.org/wiki/St._Achatius_\(Gr%C3%BCnsfeldhausen\)](https://de.wikipedia.org/wiki/St._Achatius_(Gr%C3%BCnsfeldhausen)) (21.1.2016).
- 49 Die grundlegenden Baubeobachtungen, auf die hier Bezug genommen wird, stammen von OECHELHÄUSER (wie Anm. 13), HECKMANN (wie Anm. 18).
- 50 Eine erste Interpretation lieferte bereits Pfarrer Georg KARCH, Das Portale der alten Sigismund-Kapelle zu Oberwittighausen, eine rätselhafte Symbolik über Ziel und Ende des menschlichen Lebens, Würzburg 1872.
- 51 Karl MEISEN, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande, Düsseldorf 1931 (ND 1981); BRAUNFELS, LCI (wie Anm. 42) Bd. 8, Sp. 45–62.
- 52 BRAUNFELS, LCI (wie Anm. 42) Bd. 8, Sp. 349–351.
- 53 So die Überlegungen von Otto TRIER, Die Sigismund-Kapelle bei Oberwittighausen, in: EKKHART 1981 (= Badische Heimat 60. Jahrgang, Heft 4, Dezember 1980), S. 105–128.
- 54 Elie LAMBERT, L'architecture des Templiers, Paris 1955 (2. Aufl. 1978), S. 52–68. Dem folgt Matthias UNTERMANN, Der Zentralbau im Mittelalter. Form – Funktion – Bedeutung, Darmstadt 1989, S. 77–81.
- 55 Als regionale Studie vorerst sehr nützlich Thomas STEINMETZ, Spätmittelalterliche Wohntürme im Odenwaldraum, in: Der Odenwald 41 (1994) S. 87–102. Für ganz Deutschland vgl. die Zusammenstellung von Joe LABONDE, Die Tempel in Deutschland. Eine Untersuchung zum historisch überkommenen Erbe des Templerordens in Deutschland, Heimbach/Eifel 2010, mit der vorsichtigen Besprechung von Karl BORCHARDT in: Deutsches Archiv 69 (2013) S. 785.
- 56 WISCHERMANN (wie Anm. 28) S. 328 f. (um 1250).
- 57 KRUG (wie Anm. 43) S. 178.
- 58 HECKMANN (wie Anm. 18) S. 111 f.
- 59 LACROIX/NIESTER (wie Anm. 27) S. 416; MILLER (wie Anm. 25) S. 505; ADAM (wie Anm. 29) S. 156 f.; MILLER/TADDEY (wie Anm. 25) S. 601 f.; ZIMDARS (wie Anm. 25) S. 606; GRÄTER/LUSIN (wie Anm. 21) S. 121–125.
- 60 Vgl. den Beitrag von Peter RÜCKERT in diesem Band.
- 61 KUHN (wie Anm. 24) S. 15.
- 62 Weitere Literatur zur St. Sigismund-Kirche: St. Sigismund in Oberwittighausen, hg. von der Gemeinde Wittighausen (Wittighäuser Hefte, Bd. 4), Wittighausen 2011, eine ausschnitthafte Zusammenstellung einiger älterer Aufsätze, exzellente alte Fotos von Wilhelm Kratt, Karlsruhe, und einer Facharbeit am Matthias-Grünwald-Gymnasium von Ruth VINES 1990. Bei Wikipedia hat die Kirche einen einzeiligen Eintrag mit Foto und Verweis auf die ähnliche Kirche in Grünsfeldhausen, vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/St.-Sigismund-Kapelle_\(Oberwittighausen\)](https://de.wikipedia.org/wiki/St.-Sigismund-Kapelle_(Oberwittighausen)) (11.7.2016).
- 63 Manche Autoren haben die Achteckigkeit des Baus tatsächlich nicht erkannt. Meine Beschreibung folgt im Wesentlichen HECKMANN (wie Anm. 18) S. 60–86.
- 64 BRAUNFELS, LCI (wie Anm. 42) Bd. 8, Sp. 507–510.
- 65 WAGNER (wie Anm. 32); von KLUCKERT (wie Anm. 31) S. 124–127 in die Reiseliteratur übernommen. Diesem folgen weitere: Gunter HAUG, Abenteuer Landesgeschichte. Schauplatz Standort, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 110/5 (2004) S. 13; BAUER (wie Anm. 34) S. 63–86, der der Steinplatte sehr viele Abbildungen widmet; Christine JESKE, Oktogonkapellen: Noch sind nicht alle Rätsel der drei Gotteshäuser gelöst, die im Main-Tauber-Kreis liegen, in: Main-Post 29.9.2010.
- 66 Kurt Wagner selbst war wohl nicht überzeugt von dieser Hypothese. In einer Fachzeitschrift suchte er Rat: Rüdiger G. BEHRENS, Grabplatte oder Bauzeichnung?, in: Naturstein 11 (2004) S. 42 f. Allerdings hat sich niemand gemeldet, wahrscheinlich weil der falsche Leserkreis angesprochen worden war.
- 67 Für Bauvorgänge im Mittelalter sei vor allem auf die Publikationen von Günther Binding hingewiesen.
- 68 Friedrich Karl Azzola hat sich sein Leben lang mit Scheibenkreuz-Grabsteinen beschäftigt, ausgehend von seiner Dissertation 1972. Diese Form des Kreuzes kommt immer wieder auf Sarkophag-Deckplatten und auch auf Flurdenkmälern vor (letztere von der Kunstgeschichte kaum beachtet). Regelmäßig hat er dazu publiziert. Die Standorter Platte behandelt er in: Friedrich Karl AZZOLA, Zur Ikonographie des Kreuzes auf Kleindenkmälern des Hoch- und Spätmittelalters im deutschen Sprachraum, in: Deutsche Inschriften. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik, Worms 1986. Vorträge und Berichte, hg. von Harald ZIMMERMANN (Akademie der

- Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 12), Mainz 1987, S. 9–41, bes. S. 28 f. mit Abb. 36. Er betont die hohe Qualität dieser Platte, die seiner Meinung nach noch in situ liegt. – Für unseren Zusammenhang ist ferner nützlich Friedrich Karl AZZOLA, Eine kreuzverzierte Sarkophag-Deckplatte der Spätromantik, in: Mammuts, Steinbeile, Römersiedlungen. Paläontologie und Archäologie in Großwallstadt, hg. von Alexander REIS, Weinstadt 2011, S. 92–99.
- 69 WISCHERMANN (wie Anm. 28) S. 269; zu Konrad vgl. WUNDER (wie Anm. 37) S. 16.
- 70 MÜLLER (wie Anm. 35).
- 71 Als Überblick ist sehr gut geeignet, auch was Literatur angeht: Reiner SÖRRIES, Was von Jesus übrig blieb. Die Geschichte seiner Reliquien, Kevelaer 2012, hier v.a. S. 268–275.
- 72 Zum Kenntnisstand um das Grabtuch in Turin, das in den letzten Jahren mehrfach Gegenstand naturwissenschaftlicher Untersuchungen war, vgl. besonders Amadeo SARMA, Ein Tuch mit sieben Siegeln? Das Turiner Grabtuch als Forschungsgegenstand, in: Skeptiker. Zeitschrift für Wissenschaft und kritisches Denken 2/2000, S. 76–85.
- 73 Vgl. Mandylion. Intorno al Sacro Volto, da Bisanzio a Genova. Ausstellungskatalog Genua 2004, Mailand 2004.
- 74 Willibald SAUERLÄNDER, Die Sainte-Chapelle du Palais Ludwigs des Heiligen, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1977, S. 92–115.
- 75 MÜLLER (wie Anm. 35) an verschiedenen Stellen seiner Darstellung in Bd. 1 sowie S. 604 in Bd. 2.
- 76 Anselme de SAINT-MARIE/Honoré Caille DU FOURNY, Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de France ..., 8 Bde., Paris 31730, hier Bd. 6, S. 694.
- 77 Alberici monachi Triumphontium Chronicon edidit P. SCHEFFER-BOICHORST (MGH Scriptores 23), Hannover 1874, S. 879, Zeile 15.
- 78 MÜLLER (wie Anm. 35) Bd. 2, S. 605 f.
- 79 Gutachten vom 17.1.1989, zitiert bei RAISCH (wie Anm. 3) S. 61, Anm. 6.
- 80 GRADMANN/CHRIST/KLAIBER (wie Anm. 26) S. 167 („spätromanisch“); WISCHERMANN (wie Anm. 28) S. 255.
- 81 ADAM (wie Anm. 29) S. 210–213; besonders folgenreich im Dehio-Handbuch ZIMDARS (wie Anm. 25) S. 724; GRÄTER/LUSIN (wie Anm. 21) S. 154 f.
- 82 LEHMANN (wie Anm. 33) S. 113–118. Als Literatur bleibt noch nachzutragen: Ulrichskapelle (Standorf), in: [https://de.wikipedia.org/wiki/Ulrichskapelle_\(Standorf\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Ulrichskapelle_(Standorf)) (21.1.2016): Lage und Baugeschichte werden knapp referiert, die Auseinandersetzungen um die Kapelle nehmen den größten Platz ein.
- 83 Meine Darstellung folgt in wesentlichen Teilen dem Aufsatz von NIESTER, Wölchingen (wie Anm. 19) S. 19–26.
- 84 Ähnliche Maße bei Karl HOFMANN, Der romanische Dom des badischen Frankenlandes (Die evang. Pfarrkirche von Boxberg-Wölchingen), Heidelberg 1938, S. 18–19. Die im Text genannten Höhenmaße wurden im Februar 2016 gemessen.
- 85 Die Grate sind auf modernen Aufnahmen verschwunden.
- 86 Zitat bei NIESTER, Wölchingen (wie Anm. 19) S. 21.
- 87 OECHELHÄUSER (wie Anm. 13) S. 226–243.
- 88 Hofmann publizierte über viele Jahrzehnte zu diesem Thema seiner Heimat. In den 1930er-Jahren waren seine Forschungen stark germanisch-national gefärbt, in der Argumentation aber meist nachvollziehbar. Bei der Beurteilung der Krypta (s.o.) sind ihm wohl die größten Fehler unterlaufen. Unter seinen Arbeiten sind zu nennen: Karl HOFMANN, Die romanische Kirche in Boxberg-Wölchingen, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 8 (1910) S. 111–143; DERS., Der Johanniterorden in Boxberg-Wölchingen, in: Heimatheft Boxberg 2 (1935) (ND in: Mein Boxberg 23 (1989), S. 28–38); DERS., Die germanische Besiedelung Nordbadens, Heidelberg 1937, hier S. 59–65; DERS., Dom (wie Anm. 84).
- 89 Fritz LIEBIG, Tempel- oder Templerhäuser? Eine geschichtskritische Betrachtung der katholischen Kirche in Neckarelz und der evangelischen Kirche in Wölchingen, in: Badische Heimat 36 (1956) S. 104–124; DERS., Ist der Dom des badischen Frankenlandes, die Kirche in Wölchingen, ein Bau des Tempelherrenordens?, in: Mein Boxberg 12 (1958) S. 14–22. Zu den Templern, die auch in Wölchingen nicht nachgewiesen wurden, vgl. das weiter oben Gesagte.
- 90 So z.B. MILLER (wie Anm. 25) S. 759. Auch WISCHERMANN (wie Anm. 28) S. 251 kommt wieder auf diese Zeitstellung zurück.
- 91 NIESTER, Wölchingen (wie Anm. 19); im Vorgriff bereits publiziert in LACROIX/NIESTER (wie Anm. 27) S. 422. Ihm folgen ADAM (wie Anm. 29) S. 236–238; MILLER/TADDEY (wie Anm. 25) S. 897 f.; Ulrike PLATE, Die Kirche in Wölchingen, in: Helmut NEUMAIER, Geschichte der Stadt Boxberg mit Beiträgen über ihre Stadtteile, Boxberg 1987, S. 62–71; ZIMDARS (wie Anm. 25) S. 865 f.
- 92 Volker RÖDEL/Clemens JÖCKLE, Ehem. Johanniterkirche, heute evang. Pfarrkirche Boxberg-Wölchingen (Kunstführer, 1862), München 1992.
- 93 KRUG (wie Anm. 43) S. 103, 114 f.
- 94 OECHELHÄUSER (wie Anm. 13) S. 235 f.; wieder in MILLER (wie Anm. 25) S. 759 und wieder in der neuen Auflage MILLER/TADDEY (wie Anm. 25) S. 897 f.
- 95 NIESTER, Wölchingen (wie Anm. 19) S. 20.
- 96 Volker RÖDEL, Der Johanniterorden. Seine Geschichte und die Erwerbung Boxbergs, in: Mein Boxberg 23 (1989) S. 5–27.
- 97 Mit ähnlichen Worten formulierten es schon DEHIO/BEZOLD (wie Anm. 10) Bd. 1, S. 20 f. in ihrer Einleitung zum Kapitel „Der Zentralbau“ und konstatierten gleichzeitig, dass dies die Entwicklung in der westlichen Kirche ausmache. In Byzanz wurde der Zentralbau gleichsam zum Normalfall für alle Kirchen, also auch Gemeindekirchen.
- 98 Der aktuelle Forschungsstand wird am besten dargeboten bei Sebastian RISTOW, Frühchristliche Baptisterien (Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsband 27), Münster 1998.

- 99 Zu den Zentralbauten allgemein vgl. DEHIO/BEZOLD (wie Anm. 10) hier Textband 1, S. 18–61 als beste Zusammenstellung des Wissens zu diesem Thema am Ende des 19. Jahrhunderts.
- 100 Zur Aufgabe der Erwachsenentaufe vgl. die Hinweise bei RISTOW (wie Anm. 98) S. 53 und öfter.
- 101 Das Forschungsthema blieb im Grunde bis heute aktuell. Vgl. Romuald BAUERREISS, *Fons sacer. Studien zur Geschichte des frühmittelalterlichen Taufhauses auf deutschsprachlichem Gebiet* (Abhandlungen der Bayerischen Benediktiner-Akademie, Bd. 6), München 1949.
- 102 Vgl. Norbert WAND, Die fränkische Expansion in Nordhessen, in: *Die Franken. Wegbereiter Europas. Ausstellungskatalog Mannheim, Mainz 1996*, Bd. 1, S. 323–330, hier S. 328 mit Abb. 270; dagegen RISTOW (wie Anm. 98) S. 311.
- 103 Hermann BAUER, Die Kapelle zu Standorf, in: *Württembergisch Franken 5/1 (1859)* S. 111–117, hier S. 114.
- 104 KARCH (wie Anm. 50) S. 4.
- 105 KUHN, Oberwittighausen (wie Anm. 24); DERS., Grünsfeldhausen (wie Anm. 23).
- 106 OECHELHÄUSER (wie Anm. 13) S. 235 f.
- 107 DEHIO/BEZOLD (wie Anm. 10) Textband 1, S. 35–43 zum Heiliggrabbau in Jerusalem und seinen Nachbauten, ferner S. 542 und 544–546.
- 108 HECKMANN (wie Anm. 18) S. 151–169.
- 109 ZIMDARS (wie Anm. 25) S. 837.
- 110 Die Zahl der Pilgerberichte übersteigt die jeder anderen Stadt. Eine immer noch nicht veraltete Übersicht bietet Reinhold RÖHRICHT, *Bibliotheca Geographica Palaestinae. Chronologisches Verzeichnis der von 333 bis 1878 verfaßten Literatur über das Heilige Land*, verm. Neuausgabe von David H. K. AMIRAN, London 1963 (ND London 1989, 1. Aufl. 1890). Ursula GANZ-BLÄTTLER, *Andacht und Abenteuer. Berichte europäischer Jerusalem- und Santiago-Pilger (1320–1520)* (Jakobus-Studien, Bd. 4), Tübingen ²1991 gibt einen guten Überblick über Pilgerberichte des Spätmittelalters. Die Literatur ließe sich beliebig vermehren. Sehr instruktiv ist der Beitrag von Arnold ESCH, Vier Schweizer Parallelberichte von einer Jerusalem-Fahrt im Jahre 1519, in: *Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum Geburtstag von Ulrich Im Hof*, hg. von Nicolai BERNARD/Quirinus REICHEN, Bern 1982, S. 138–182, der mehrere Berichte von einer Reise vergleicht.
- 111 Eugène-Emmanuel VIOLET-LE-DUC, *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI^e au XVI^e siècle*, 10 Bde., Paris 1854–1868 (ND Paris 1979), hier s. v. *Sépulcre* (Saint-), in: Bd. 8, S. 276–288; Heinrich OTTE, *Handbuch der Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters*, 2 Bde., Leipzig ³1883–1884, hier Bd. 1, S. 23 f. (Zentralbauten); Gustaf DALMAN, *Das Grab Christi in Deutschland* (Studien über christliche Denkmäler, Bd. 14), Leipzig 1922; letzter Titel ist eigentlich die erste wirkliche Studie über das Thema.
- 112 Richard KRAUTHEIMER, Introduction to an Iconography of Medieval Architecture, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 5 (1942) S. 1–33; Übersetzung: DERS., Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur, in: DERS., *Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte*, Köln 1988, S. 142–197. Man beachte besonders die beiden Postscripta, mit denen Krautheimer auf Literatur und Forschung der folgenden Jahre hinweist.
- 113 Richard KRAUTHEIMER, *Sancta Maria rotunda*, in: DERS., *Studies in Early Christian, Medieval, and Renaissance Art*, London/New York 1969, S. 107–114 (original 1953 ital.); unter den neueren Arbeiten besonders fruchtbar ist Paul von NAREDI-RAINER, *Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer*, Köln 1994; Jan PREPER/Anke NAJOKAT/Anke KAPPLER, *Jerusalemkirchen – mittelalterliche Kleinarchitekturen nach dem Modell des Heiligen Grabes*, Ausstellungskatalog (Wissenschaftliche Schriften der Fakultät für Architektur der RWTH Aachen, Bd. 3), Aachen 2003.
- 114 Zur Einführung vgl. Jürgen KRÜGER, Die Grabeskirche zu Jerusalem. Geschichte – Gestalt – Bedeutung, Regensburg 2000, hier auch das Kapitel „Nachbauten von Kirche und Grab“, S. 178–187.
- 115 Die beste Übersicht über die Veränderungen des Grabes bietet immer noch Martin BIDDLE, *Das Grab Christi. Neutestamentliche Quellen, historische und archäologische Forschungen, überraschende Erkenntnisse* (Biblische Archäologie und Zeitgeschichte, Bd. 5), Gießen 1998.
- 116 OECHELHÄUSER (wie Anm. 13) S. 236; DEHIO/BEZOLD (wie Anm. 10) v.a. S. 35 f., 541 f., 550–554 (ohne Nennung von Wölchingen); OTTE (wie Anm. 111) Bd. 1, S. 21–28.
- 117 KRAUTHEIMER (wie Anm. 112) S. 145–154.
- 118 Weitere Literatur zu Fulda: Bernhard SCHÜTZ/Wolfgang MÜLLER, *Deutsche Romanik. Die Kirchenbauten der Kaiser, Bischöfe und Klöster*, Freiburg 1990, S. 62; Gottfried KRESOW, *Romanik in Hessen*, Stuttgart ²1998, S. 221 f. Vgl. besonders Gereon BECHT-JÖRDENS, *Die Vita Aegidii des Brun Candidus als Quelle zu Fragen aus der Geschichte Fuldas im Zeitalter der anianischen Reform*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 42 (1992) S. 49–86, speziell S. 34–37 mit der Diskussion des Vitentextes. Vgl. dazu ferner Otfried ELLGER, *Die Michaelskirche zu Fulda als Zeugnis der Totenfürsorge. Zur Konzeption einer Friedhofs- und Grabkirche im karolingischen Kloster Fulda*, Fulda 1989, S. 28–30.
- 119 UNTERMANN (wie Anm. 54) S. 54–58 (zu St. Michael), besonders S. 57 zu Altar und Reliquien.
- 120 Grundlegend dazu Joseph SAUER, *Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters. Mit besonderer Berücksichtigung von Honorius Augustodunensis, Sicardus und Durandus*, Freiburg ²1964.
- 121 UNTERMANN (wie Anm. 54) S. 54–58 (zu St. Michael), S. 75 (Wölchingen und Vergleichsbeispiele).
- 122 Vor allem für die spätere Gotik des 13. bis 15. Jahrhunderts (also nach unserem Beispiel) gibt es mehr Beispiele; vgl.

- Wolfgang GÖTZ, Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur, Berlin 1968, hier S. 236–252. Bemerkenswert ist in unserem Zusammenhang jeweils die Funktion, die sehr häufig mit Begräbnissen zusammenhängt.
- 123 Karl LIST, St. Cyriak in Sulzburg 993–1964, Freiburg 1964, S. 55 f. zur Krypta.
- 124 RÖDEL (wie Anm. 96) S. 21. Wichtig erscheint mir eine genauere Untersuchung der Krypta, u.a. was die Stellung der Fenster angeht.
- 125 HECKMANN (wie Anm. 18) S. 147 f. zu Gauretersheim.
- 126 So vor allem noch bezüglich Oberwittighausen TRIER (wie Anm. 53).
- 127 UNTERMANN (wie Anm. 54) S. 62 f. (Charroux), 72 f. (Segovia), 75 (Drüggelte).
- 128 Theodor RUE, Die Grafen von Rieneck. Genealogie und Territorienbildung (Mainfränkische Studien, Bd. 32), 2 Bde., Würzburg 1984.
- 129 Zu Sigibodo von Zimmern vgl. Peter RÜCKERT, Die Edelfreien von Lauda, Zimmern und Gamburg, in: Hochmittelalterliche Adelsfamilien (wie Anm. 44) S. 591–642.
- 130 Denys PRINGLE, The Churches of the Crusader Kingdom of Jerusalem. A Corpus, 4 Bde., Cambridge 1993–2009, hier Bd. 3, S. 72–88.
- 131 Der Bau der Kreuzfahrer wurde von Theoderich von Würzburg beschrieben: THEODERICUS (Herbipolensis), Libellus de locis sanctis, hg. von Marie-Luise BULST/Walther BULST (Editiones Heidelbergenses, Bd. 18), Heidelberg 1976, S. 34, Kap. XXVII.
- 132 Ludwig H. HEYDENREICH, Ein Jerusalem-Plan aus der Zeit der Kreuzfahrer, in: Miscellanea pro arte. Festschrift Hermann Schnitzler, Düsseldorf 1965, S. 83–90.
- 133 Eduard WINKELMANN, Kaiser Friedrich II., 2 Bde., Leipzig 1897 (ND Darmstadt 1963), S. 490–492: Begleiter Friedrichs II. auf seiner Kreuzfahrt, mit Quellennachweis.
- 134 Vgl. dazu vor allem die sehr gründliche Untersuchung von Thomas Igor C. BECKER, Eunata (Navarra). Zwischen Santiago und Jerusalem. Eine spätromanische Marienkirche am Jakobsweg (Jakobus-Studien, Bd. 6), Tübingen 1995.
- 135 Die drei Achteckkirchen werden von Untermann (wie Anm. 54) nicht zu den Nachbauten der Heiligen Grabkirche gerechnet.
- Sich auf Heckmann stützend plädiert er für Bauten der mittelalterlichen Pfarrorganisation; HECKMANN (wie Anm. 18) S. 265.
- 136 Hartmut HOFRICHTER, Steinerne Kirchturmbekrönungen in der ehemaligen Diözese Worms, Eltville 1984; Franz STAAB, Die Eroberung von Jerusalem 1099 und der Einfluß muslimischer Architektur in Rheinhessen, in: Heimatjahrbuch Landkreis Mainz-Bingen 1999, S. 197–200.
- 137 Inzwischen wurde das Phänomen breiter untersucht, vgl. Hans-Jürgen KOTZUR, Das Rätsel der rheinhessischen „Heidentürme“, in: Lebendiges Rheinland-Pfalz 40 (2003) Heft III-IV, S. 2–48.
- 138 Herbert RAISCH/Heinz WOLPERT, Kirchtürme – Zeugen unserer Geschichte, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 105 (1999) S. 174–176.
- 139 Die Kirche wurde bereits von KUGLER (wie Anm. 9) S. 479 als Vergleich zu den Taubertalkirchen erwähnt. Als Taufkirche wahrscheinlich gemacht von Bernhard Hermann RÖTTGER, Die Rundkapelle zu Altenfurt und ihr Verhältnis zu Würzburg und Altötting, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 44 (1953) S. 5–13.
- 140 Erika SANDEN, Die romanische Rundkapelle in Altenfurt als Zeugnis der Zeit des Zweiten Kreuzzuges, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 71 (1984) S. 1–22.
- 141 Dass Kirchen relativ häufig über Quellen errichtet wurden, ist bestimmt kein ausschließlich germanisches Phänomen. Auch die Kathedrale von Chartres erhebt sich schließlich über Quellen, die in christlicher Zeit weitergenutzt wurden. In der engeren Umgebung des Taubertals gibt es weitere Beispiele, bei denen heute noch Kirche und Quelle neben- bzw. übereinander stehen und genutzt werden, wie in Amorsbrunn nahe Amorbach die katholische Marienkapelle aus dem Spätmittelalter oder die evangelische Kirche in Schöllnbach an der hessisch-badischen Grenze, die ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammt. Vgl. dazu Norbert WAND, Sancti Amoris fons. Die Einsiedelei und Wallfahrtskapelle Amorsbrunn bei Amorbach, in: Mittelalterliche Einsiedeleien, Quellheiligtümer und Wallfahrtsstätten im Odenwald, hg. von DEMS., Heppenheim 1995, S. 36–38, sowie Hans TEUBNER/Sonja BONIN, Kulturdenkmäler in Hessen. Odenwaldkreis, Braunschweig 1998, S. 355–361.

Architektonische Formenvermittlung und Formtransfer an Main und Tauber um 1200, ausgehend von der Zisterze Bronnbach

Noch heute zeugen die Profan- und Sakralbauten des hohen Mittelalters an Main und Tauber von politischer und geistlicher Macht sowie künstlerischem und geistigem Leben. Als einer der architekturhistorisch wichtigsten Bauten der Region ist das Kloster Bronnbach zu bezeichnen.

Im Jahr 1151 stifteten Beringer von Gamburg, Billung von Lindenfels und Sigebodo von Zimmern, die in der nächsten Umgebung ihre Stammsitze hatten, für das Kloster. Die erste Klosterstätte lag oberhalb des heutigen Klosters auf einer Anhöhe. 1157 erfolgte aufgrund der Stiftung des Mainzer Erzbischofs Arnold von Selenhofen die Verlegung ins Tal¹. Da das Mutterkloster Maulbronn nach seiner eigenen Umsiedlung im Jahr 1147 nicht die Mittel hatte, einen Konvent zu stellen, wurde der erste Konvent aus Waldsassen geschickt. Diese unklare Filiationsituation sorgte für Spannungen, so dass 1166 der Bronnbacher Abt Reinhard abgesetzt und durch Abt Wigand aus Maulbronn ersetzt wurde².

Für das Jahr 1222 liegen Weiheurkunden vor, die aufgrund des Bauverlaufs und der Bauformen

mit der Schlussweihe der Kirche in Verbindung zu bringen sind³.

Repräsentation ist nicht das erste Schlagwort, das man mit dem Zisterzienserorden in Verbindung bringt. Erinnerung könnte im Hinblick auf die geplante Grablege des Mainzer Erzbischofs Arnold von Selenhofen diesbezüglich schon eher zu den Bronnbacher Bauten passen. Denn es ist überliefert, dass Arnold nicht nur durch seine Stiftung die Verlegung des Klosters von der Anhöhe in das Tal ermöglichte, sondern dass er Bronnbach auch als seinen Begräbnisort wählte⁴. So gibt es die Quellenüberlieferung der geplanten Grablege, die Bauformen der Bronnbacher Kirche und Klausurbauten lassen jedoch nachweislich keine Rückschlüsse auf eine direkte Einflussnahme Arnolds zu. Das ist verschiedentlich begründet.

Zwar ist aufgrund der stilistischen Befunde in den Ostteilen der Bronnbacher Kirche anzunehmen, dass mit der Stiftung Arnolds und der Verlegung ins Tal auch direkt der Kirchenbau begonnen wurde. Hätte die Kirche als Memorialzeugnis und repräsentative Grablege Arnolds dienen sollen,

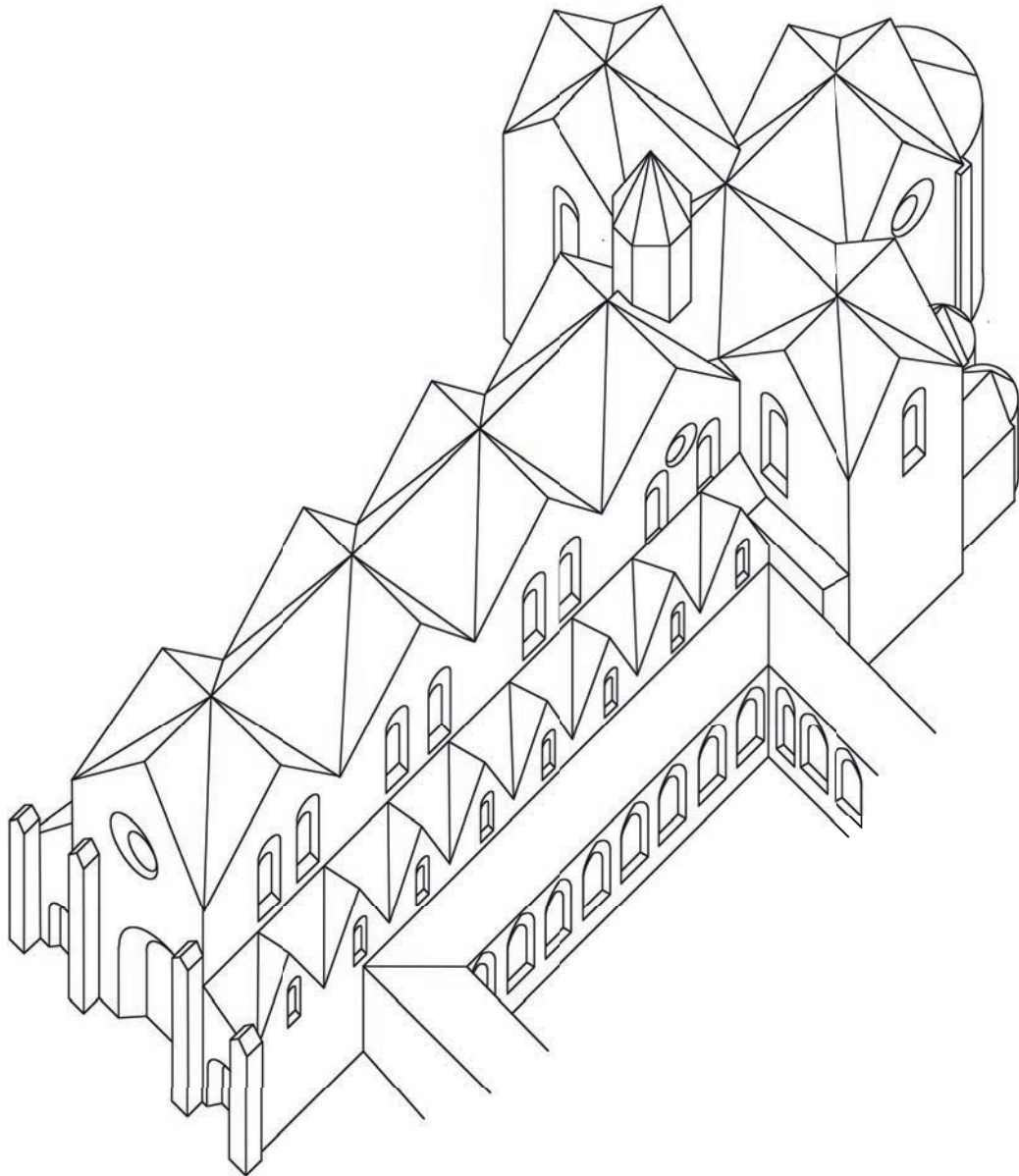


Abb. 1: Bronnbach, Isometrische Rekonstruktion des Zustands um 1240

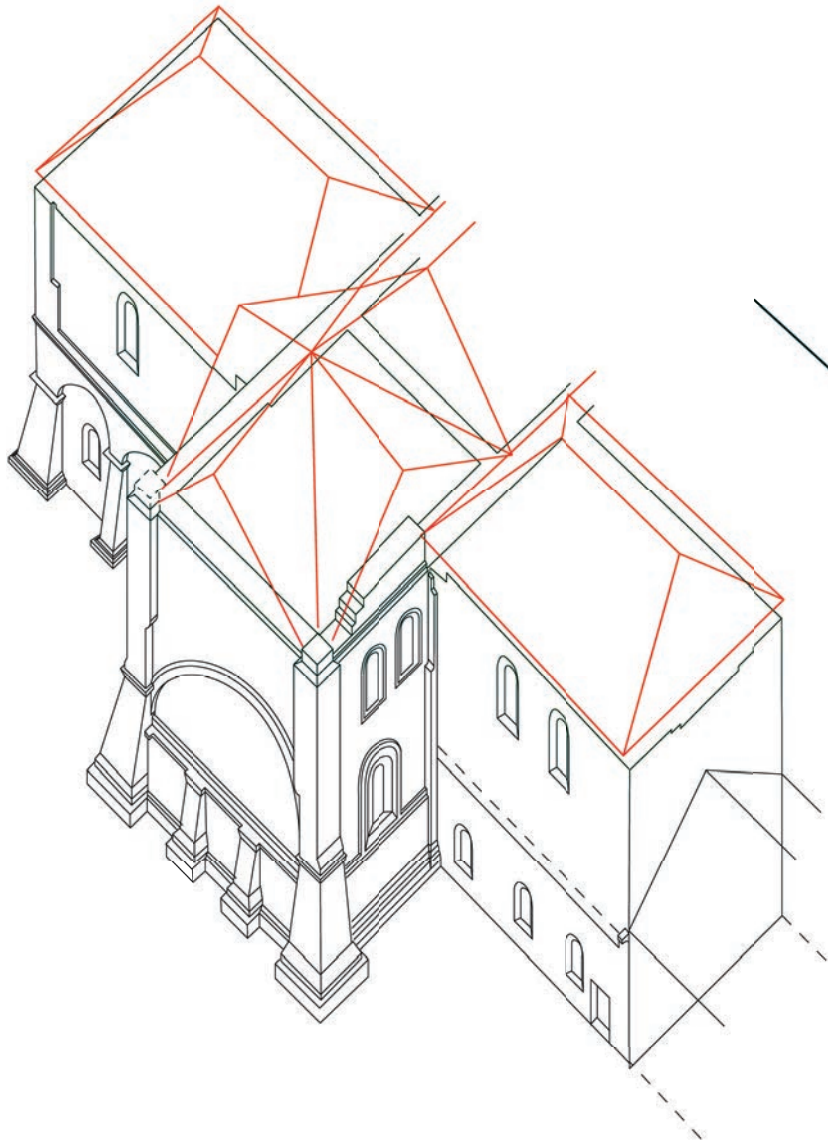


Abb. 2: Maulbronn, Planstadium der Ostteile um 1170 (Vorlage: Matthias Untermann)

müsste sie zumindest nach einem mit Arnold in Verbindung zu bringenden Plan errichtet worden sein oder Elemente aufweisen, die sich auf den Stifter beziehen lassen. Allerdings zeigen sich schon wenige Quaderlagen nach Baubeginn die ersten Planwechsel. Auch im weiteren Bauverlauf ist die Errichtung der Kirche von verschiedensten Planwechseln geprägt, wie am augenfälligsten der Wechsel des Stützensystems im Langhaus von Vollsäulen in den Ostteilen hin zu Pfeilern mit Halbsäulenvorlagen im Westen oder die nachträglich eingebrachten Gewölbe zeigen. Ein eventuell auf Arnold zurückgehender Plan bzw. auf ihn zurückzuführende Elemente sind nicht vorhanden.

Während in anderen Zisterzienserkirchen von einer Einflussnahme des Stifters auf die Baugestalt durchaus ausgegangen werden kann bzw. der Konvent bestrebt war, durch eine gewisse architektonische Formensprache sich als Stiftergrablege zu positionieren, z.B. in Heiligenkreuz bei Wien⁵, ist dies in Bronnbach deutlich auszuschließen. Denn die in Bronnbach zur Ausführung gebrachten Bauformen zeigen keine Bezüge zu Mainzer Kirchenbauten, weder im Grundriss oder Aufriss, noch in den Schmuckformen, was wiederum als Beleg gegen die Grablege-Funktion anzuführen ist. Auch ist nachweislich überliefert, dass Arnold nach seiner Ermordung kaum Anhänger im Bistum Mainz hatte, die für eine Fortführung der Grablegefunktion hätten eintreten können⁶.

Aufgrund dieser Ausgangslage und mit dem Hintergrundwissen, dass Architektur und Bauformen durchaus als Bedeutungsträger verstanden werden können, soll das Hauptaugenmerk auf die Vermittlung von Bauformen im ausgehenden 12. Jahrhundert in der Region an Main und Tauber gerichtet werden.

Viele der übergeordneten Bauformen in Bronnbach lassen sich über Vermittlung des Zisterzienserordens erklären. Dies gilt für den Grundriss mit den gestaffelten Apsiden, der sich in der Filiation von Morimond häufig findet, so unter anderem auch im Kloster Waldsassen. Er ist keineswegs als weniger „zisterziensisch“ oder als Zeichen einer Stiftergrablege zu sehen⁷.

Die übergeordneten Bauformen in Bronnbach sind nachweislich zum Teil über Maulbronn vermittelt worden. Eine besonders auffällige Bauform sind dabei die Einzelgiebel, die ursprünglich die gesamte Bronnbacher Kirche überdeckten (Abb. 1). Die Einzelgiebel lassen sich mit dem im Jahr 1166 aus Maulbronn eingesetzten Abt Wigand verbinden. In Bronnbach treten sie dem Abtwechsel neu auf, in Maulbronn enden sie damit (Abb. 2). Dort sind sie nur in einem Planstadium vorhanden, wurden aber nie fertiggestellt. Es wird damit ganz deutlich, dass der neu eingesetzte Abt diese Idee mit nach Bronnbach brachte und auch den dazu fähigen Werkmeister mit sich nahm⁸.

Für die Dachformen mit Einzelgiebeln finden sich Vergleichsbeispiele in Südfrankreich, weshalb der über Maulbronn nach Bronnbach gekommene Werkmeister seine Ausbildung im südlichen Frankreich erhalten haben muss. Nicht nur die Dachlandschaft, auch die Bronnbacher Gewölbe haben ihre Vergleichsbeispiele in Südfrankreich, wie die Beispiele der Zisterzienserkirchen in Sénanque, Silvacane und Le Thoronet zeigen (Abb. 3, 4). Dort wurden wie in Bronnbach halbierte Tonnen über den Seitenschiffen zur Überwölbung eingesetzt⁹. Neuerdings haben sich auch Beispiele für den in Bronnbach bisher als singulär zu bezeichnenden gewellten Fugenschnitt der Säulen des Mönchschores und der Mensa des Hauptaltars ebenfalls in Südfrankreich finden



Abb. 3: Bronnbach, Nordseitenschiff, Blick nach Westen



Abb. 4: Sénanque, Westseitenschiff, Blick nach Norden



Abb. 5: Bronnbach, Kapitell im Sanktuarium



Abb. 6: Würzburg, Dom, Kapitell im Langhaus

lassen. In Simiane-la-Rotonde (Département Alpes-de-Haute-Provence) zeigt das Portal einen wellenförmigen Schnitt der Tympanonplatten¹⁰.

Einen anderen Weg der Vermittlung zeigt der Wandaufriß der Bronnbacher Kirche. Mit seiner wie in die Fläche eingeschnitten wirkenden Wandgliederung greift Bronnbach auf ein Gestaltungssystem zurück, wie es in Speyer, Mainz und Worms vorkommt. Dabei wird der Wandaufriß der Dome vereinfacht durch das Weglassen der dort vorhandenen, reich gegliederten Zone zwischen Arkaden und Obergaden. Somit wären die Blendbögen zwischen Arkaden und Obergadenfenstern, die ein wichtiges Merkmal der drei Dome in Speyer, Mainz und Worms sind, der Reduzierung in Bronnbach zum Opfer gefallen. Es dürfte, wenn Bronnbach vereinfacht die Kathedralarchitektur naheliegender Bauten zitiert, das durchaus als Zeichen der Bescheidenheit verstanden worden sein¹¹ – bildete doch dies eine überzeugende Möglichkeit, sich einerseits von der aufwändigen

Kathedralarchitektur, andererseits von derjenigen kleiner Dorfkirchen abzusetzen¹².

Abkragungen, die das System aus Diensten und Wandvorlagen für das Gewölbe dem Blick entziehen und wie sie in vielen Zisterzienserkirchen zu finden sind, gibt es in Bronnbach nicht¹³. Stattdessen sind den Hauptpfeilern der Arkaden zum Mittelschiff hin hohe Sockel vorgelegt, auf denen sich die Halbsäulen erheben. Die hohen Sockel, auf denen die Wandvorlagen der Hauptstützen stehen, sind zwischen erstem und zweitem Joch dadurch zu erklären, dass in diesem Bereich das Chorgestühl stand und die Chorschranke verlief. Im weiteren Baugeschehen könnten sie weiter westlich durch das Chorgestühl der Konversen bedingt gewesen sein. Vor allen Dingen wird man die Sockel statt Abkragungen eingesetzt haben, denn somit fangen die Säulen oberhalb der Kopfhöhe an und sind dem direkten Blick entzogen¹⁴, was wiederum den zisterziensischen Ansprüchen an einen Kirchenbau entsprach.



Abb. 7: Bronnbach, Kapitell im Langhaus



Abb. 8: Worms, Dom, Kapitell der Westchorgalerie
(Foto: Andreas Diener)

Viele der übergeordneten Bauformen können somit aus zisterziensischem Kontext und über den Orden, insbesondere auf Initiative des Abtes vermittelt, erklärt werden. Die Schmuckelemente lassen dabei auf die Anwesenheit von Bauleuten und Steinmetzen schließen, die von den gerade aktuellen Großbaustellen stammten. Die Schmuckformen in den Ostteilen sind mit Würzburger Bauten, insbesondere Kapitellen am Dom, vergleichbar, die vor die Mitte des 12. Jahrhunderts datieren (Abb. 5, 6). Im weiteren Bauverlauf ist der Dom in Worms mit seinen um 1180 anzusetzenden

Kapitellen Formengeber für den Bauschmuck (Abb. 7, 8). Während die Würzburger Kapitellformen sehr genau übernommen wurden, fällt bei den Wormser Kapitellen auf, dass diese um den oberen Teil mit den Voluten reduziert werden. Die Reduzierung der Kapitellformen, die in Bronnbach in der Kirche zu beobachten ist, dürfte nicht nur dem Anbringungsort geschuldet sein; vor allem werden die klösterlichen Vorgaben hier eine Rolle gespielt haben, konnte durch diese Vereinfachung auch hier zumindest der Anspruch von Schlichtheit gewahrt bleiben. Die aktuellsten Kapitell-



Abb. 9: Bronnbach, Kapitell an der Westfassade des Langhauses



Abb. 10: Bamberg, Dom, Kapitell im Nordseitenschiff

formen lassen sich mit dem Bamberger Dom in Verbindung bringen (Abb. 9, 10) und sind in das beginnende 13. Jahrhundert zu datieren, womit wir dem überlieferten Weihedatum 1222 auch stilistisch nahe kommen. Auch in diesem Fall stimmt die Ausarbeitung so genau mit den Stücken in Bamberg überein, dass von der Anwesenheit dort geschulter Bauleute auszugehen ist¹⁵.

Viele der übergeordneten Bronnbacher Bauformen, insbesondere diejenigen, die südfranzösischen Ursprungs sind, haben nach heutigem Forschungsstand keine weitere Verbreitung in der Region an Main und Tauber gefunden, ähnliche bzw. vergleichbare Bauskulptur kommt hingegen an verschiedenen Bauten der näheren Umgebung vor.

Es soll an dieser Stelle eine Konzentration auf nur wenige Bauten erfolgen, die in direktem Zusammenhang mit den Bronnbacher Stiftern stehen und anhand dieser Bauten soll versucht werden darzulegen, wie Formentransfer ablaufen konnte

und welche Rolle der Bauherr und die ausführenden Kräfte dabei spielten.

Das Querhaus und das erste Langhausjoch in Bronnbach sind mit Kapitellen geschmückt, die im oberen Bereich mit Kugeln besetzt sind, die sternförmig eingekerbt sind und krallenartig überfangen werden (Abb. 11). Einzelelemente der Bronnbacher Kugel-Krallen-Kapitelle treten im Saalbau der Gamburg auf. Dort schließen die westlichen Fensterarkaden im Karniesprofil mit einer Kugel ab, die wie in Bronnbach sternförmig eingekerbt und von einem dreieckigen Stück umfangen ist (Abb. 12). Da diese Kugeln so nur in Bronnbach vorkommen, ist die Vermittlung dieser partikulären Form von dort wahrscheinlich.

Auch Zungenblattkapitelle Wormser Prägung finden sich im Saalbau der Gamburg. Die Vorbildfunktion Bronnbachs ist anzunehmen, da die Gamburger Kapitelle genau die reduzierten Formen der Bronnbacher Kapitelle aufnehmen, die ansonsten nicht verwendet wird. Die Gamburg-



Abb. 11: Bronnbach, Kapitell im Langhaus



Abb. 12: Gamburg, Saalbau, Detail der Arkaden

ger Kapitelle stellen jedoch nochmals vereinfachte Versionen der Bronnbacher Stücke dar (Abb. 13, 14).

Ähnlich wie bei den Zungenblattkapitellen verhält es sich auch bei Palmettenkapitellen in Bronnbach und auf der Gamburg. Die Doppelarkade der Ostwand des Gamburger Saalbaus besitzt in ihrem östlichen Gewände ein Doppelkapitell, dessen mittlere Palmetten durch ein diamantiertes Band zusammengehalten werden. An den Ecken sitzen kleinere Palmetten, die nur bis zur Hälfte des Kapitellkörpers reichen, womit eine mit Bronnbach übereinstimmende Gestaltung aufgegriffen wurde

(Abb. 15, 16). Im Vergleich mit Bronnbach sind die Gamburger Stücke weiter vereinfacht, da der in Bronnbach vorhandene Mittelstrang fehlt, der sich nochmals unter dem Kämpfer umschlägt. Auch sind die Durchgestaltung und Plastizität zurückgenommen. Daneben ist die Ausarbeitung nicht so exakt wie in Bronnbach.

Der Saalbau auf der Gamburg zeigt mit den Wormser Kapitellen ähnelnden Stücken, den Palmettenkapitellen und den gekerbten Kugeln auf verhältnismäßig kleinem Raum Schmuckformen, die sich in ähnlicher Form so in Bronnbach finden. Da im Gamburger Saalbau nur einzelne



Abb. 13: Bronnbach, Wormser Kapitell im Langhaus



Abb. 14: Gamburg, Saalbau, Doppelkapitell



Abb. 15: Bronnbach, Palmettenkapitell im Langhaus



Abb. 16: Gamburg, Saalbau, Doppelkapitell mit Palmetten

Formen aufgegriffen werden, ist davon auszugehen, dass die auf der Gamburg tätigen Steinmetze die Kapitelle in Bronnbach gekannt haben müssen und einzelne Formen, die in den neuen Bauzusammenhang passten, herausgenommen und neu zusammengesetzt haben. Allerdings kamen diese

Formen in Bronnbach in zeitlich voneinander zu trennenden Bauabschnitten zum Einsatz, die sich über circa zehn Jahre erstrecken¹⁶.

Innerhalb der Bauskulptur auf der Gamburg sind hingegen in ihrem Stil, der Ausführung und Qualität keine Unterschiede festzustellen, weshalb



Abb. 17: Bronnbach, Dachreiter



Abb. 18: Grünsfeldhausen, Achatiuskapelle, Dachreiter

dort mit einem zügigen Baufortgang zu rechnen ist. Diese Kombination auf der Gamburg spricht für eine Rezeption erst nach Fertigstellung der Bauabschnitte in Bronnbach. Die Bronnbacher Bauskulptur diente somit als Anregung, da die Kapitelle Formengut, wie es in Bronnbach vorkommt, verarbeiten¹⁷. Die auf der Gamburg verwendeten Schmuckformen mit ihren Polsterformen lassen eine Datierung in die Zeit kurz vor bzw. um 1200 zu¹⁸.

Motivisch können also die Gamburger Kapitelle auf Bronnbach zurückgeführt werden, stilistisch

sind jedoch Unterschiede feststellbar. Der Kapitellkörper ist gedrungener und stärker in die Breite gezogen, die Ausarbeitung vereinfacht und weniger präzise als in der Klosterkirche. Deshalb ist davon auszugehen, dass einheimische Bildhauer und Steinmetze auf Geheiß des Burgherren die Bronnbacher Kapitelle als Vorbild nahmen und versuchten, Entsprechendes auf der Gamburg zu fertigen, da mit Bronnbach in nächster Umgebung ein Bau vorhanden war, in dem Bauschmuck von sehr guter Qualität verbaut worden war.



Abb. 19: Bronnbach, Hauptapsis, Diamant- und gefüllter Rundbogenfries

Da zu bestimmten Zeiten zisterziensische Kirchen in einem gewissen Maße durchaus auch zumindest hochstehendem Publikum zugänglich waren, ganz sicher auch den adeligen Stifterfamilien Bronnbachs, und anzunehmen ist, dass die Qualität der Bronnbacher Bauskulptur den Besuchern augenfällig wurde, ist somit die Vorbildfunktion hinlänglich erklärt. Neben den aus Bronnbach herzuleitenden Formen treten auf der Gamburg aber auch ganz andere Schmuckformen auf, die nicht mit Bronnbach in Verbindung stehen, was ebenfalls dafür spricht, dass eine

anderen Steinmetzwerkstatt als in Bronnbach auf der Gamburg tätig war.

Auf Bauarbeiten an der Burg lässt sich eine Nachricht aus der Bronnbacher *Historia domestica* aus der Zeit um 1205 beziehen, die überliefert, dass das Kloster und die Gamburger aufgrund eines Konfliktes mit Ulrich von Dürn ebenfalls miteinander in Streit gerieten. Um wieder eine einvernehmliche Position zu erreichen, überließ das Kloster Beringer einige Gaben, darunter auch Werksteine¹⁹. Diese Nachricht macht es wahrscheinlich, dass zu diesem Zeitpunkt auf der Gam-

burg gebaut wurde, wo genau die Steine zum Einsatz kamen, geht daraus aber nicht hervor. Anhand der aufgezeigten stilistischen Unterschiede und dem sicherlich früheren Entstehungszeitpunkt der Gamburger Kapitelle ist jedoch auszuschließen, dass es sich bei den Werksteinen um die Bauskulptur im Saalbau handelt. Bauleute aus Bronnbach waren wegen der aufgezeigten Unterschiede nicht auf der Gamburg tätig.

Auch an weiteren Bronnbacher Schmuckformen lässt sich die Verbreitung solcher festmachen. Die Abhängigkeit des Turms der Achatiuskapelle in Grünsfeldhausen von dem Bronnbacher Dachreiter wurde schon seit langem gesehen (Abb. 17, 18)²⁰. Wie auf der Gamburg wurden auch in Grünsfeldhausen Schmuckformen aus Bronnbach in einen neuen Kontext gesetzt. So erscheint der Bronnbacher Dachreiter auf den ersten Blick als direktes Vorbild desjenigen auf der Achatiuskapelle. Vergleicht man jedoch beide genauer, fällt auf, dass der Bronnbacher wesentlich reicher gestaltet ist und die Rundbogen sich innerhalb der Schallarkaden befinden, während sie an der Achatiuskapelle einen Fries am Dachreiter bilden. Die Kombination aus Diamantband und gefülltem Rundbogenfries, wie sie den Dachreiter der Achatiuskapelle schmückt, findet sich jedoch an der Bronnbacher Hauptapsis (Abb. 19). Es ist somit wiederum davon auszugehen, dass diese Bronnbacher Bauteile bereits fertiggestellt waren und hier neu kombiniert wurden.

In Bronnbach fallen der Dachreiter und der Rundbogenfries in einen Entstehungszeitraum kurz nach 1200, da die Hauptapsis nachträglich umgebaut wurde und selber wiederum Formen rezipiert, die am Würzburger Dom an den Osttürmen und am Neumünster im beginnenden 13. Jahrhundert vorkamen (Abb. 20, 21). Eine



Abb. 20: Würzburg, Dom, Südturm, gefüllter Rundbogenfries

direkte Rezeption der Bauskulptur der Achatiuskapelle aus Würzburg ist jedoch aufgrund der aufgezeigten, aus Bronnbach herzuleitenden Zwischenschritte auszuschließen.

Verbindungen von Grünsfeldhausen nach Bronnbach gibt es durch die Herren von Zimmern, in deren Territorium Grünsfeldhausen lag und die dem Kreis der Stifter von Kloster Bronnbach angehörten. Die Kirche in Grünsfeldhausen ist wohl mit der Kreuzfahrtstätigkeit der Herren von Zimmern in Verbindung zu bringen, die – wie der mit ihnen verwandte Beringer II. von Gamburg – am dritten Kreuzzug teilgenommen haben. Als für den Bau verantwortlich muss dann Siegebodo II. von Zimmern angesehen werden²¹, womit der Baubeginn dann in die Jahre nach der Rückkehr 1190/95 fällt. Da die Ausgestaltung der Friese nicht nur motivisch, sondern auch im Detail sehr ähnlich ist, könnte dieselbe Werkstatt wie in Bronnbach am Werk gewesen sein. In Bronnbach erhielten nach Fertigstellung der Hauptapsis und des Dachreiters keine weiteren Bauteile mehr eine solche Ausgestal-



Abb. 21: Würzburg, Neumünster, Ostapsis, gefüllter Rundbogenfries

tung, weshalb die Bronnbacher Werkstatt bzw. einige Steinmetze der Werkstatt nach Fertigstellung in Bronnbach die Gliederung des Dachreiters der Achatiuskapelle in Grünsfeldhausen ausgeführt haben könnten²².

Auch zu Beginn des 13. Jahrhunderts lassen sich an Bauten aus dem Bronnbacher Stifterkreis Übereinstimmungen mit Architekturteilen des Klosters in der Ausgestaltung finden. Die Grafen von Wertheim gehörten zwar nicht zu den Klostergründern, stifteten aber seit der Frühzeit Bronnbachs ebenfalls für das Kloster²³. Aus einem gedrückten

Dreipass werden die Arkaden des sogenannten Palas B der Burg Wertheim gebildet, der in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist²⁴. Wie in Bronnbach ist der überfangende Kleeblattbogen weit auseinander gezogen und umschließt drei Öffnungen (Abb. 22–24). Nur handelt es sich bei den einzelnen Öffnungen innen nicht nochmals um Kleeblätter wie in Bronnbach im Kreuzgangostflügel, sondern um Lanzetten, wie sie im Nordflügel Verwendung fanden. Auch die Binnengliederung erfolgt nicht durch Säulen wie im Ostflügel, sondern ist wie im Nordflügel als rechteckige Stege gestaltet, deren Ecken gekehlt sind und wellenförmig auslaufen. Hinzu kommt ein Kelchknospenkapitell in der Außenwand des Palas, das mit seinem breit gezogenen Kapitellkörper exakt mit Kapitellen im Kreuzgangostflügel in Bronnbach übereinstimmt. Es werden also auch an der Burg in Wertheim Bauformen aus Bronnbach aufgegriffen und miteinander neu kombiniert. Wie in Grünsfeldhausen ist die Detailgestaltung der Wertheimer Trifore den Bronnbacher Kreuzgangarkaden so ähnlich, dass es dieselben Bauteile gewesen sein können, die in Bronnbach und Wertheim tätig waren.

Die Untersuchung von Kirche und Klausur in Bronnbach legt den Schluss nahe, dass besonders aussagekräftige Bauteile wie Grund- und Aufriss, also die „Hülle“ des Gebäudes, durch die Vorgaben des Abtes und der wohl ebenfalls für den Bau verantwortlichen Konventualen wie Prior und Cellerar, zu erklären sind, wobei ab einem gewissen Zeitpunkt der Bauarbeiten in Bronnbach ein in Südfrankreich geschulter Werkmeister für die technische Ausführung zuständig war.

Die schnelle und weite Verbreitung bestimmter Bauformen, wie beispielsweise des Wormser Kapitells im südwestdeutschen Raum in der zweiten



Abb. 22: Bronnbach, Kreuzgangostflügel



Abb. 23: Bronnbach, Kreuzgangnordflügel

Hälfte des 12. Jahrhunderts oder dann des Kelchknospenkapitells und gotischer Bauformen, hängt mit Errichtung der Dom- und Kathedralbauten zusammen, die einen regelrechten Bauboom in den Bischofsstädten nach sich zogen, in dessen Zuge eine Vielzahl an Kirchen erneuert oder gänzlich neu gebaut wurden. Solche mittelalterlichen Großbaustellen generierten eine große Menge an Bauhandwerkern, welche dort die Möglichkeit bekamen, das Handwerk zu erlernen bzw. Techniken und Formen, die dort Verwendung fanden oder

entwickelt wurden, in ihr Repertoire zu übernehmen.

Die für den Bau verantwortlichen Klosteroberen holten Steinmetze für die Ausarbeitung der Kapitelle nach Bronnbach, die die zum Errichtungszeitpunkt offenen Dombaustellen kannten, vielleicht sogar bei deren Errichtung bzw. der im Zug der Dombauten erneuerten Kirchen mitgearbeitet haben.

Bronnbach selbst hat dann wieder als Ideengeber für den Bauschmuck umliegender Bau-



Abb. 24: Wertheim, Burg, sog. Palas B (Foto: Lena Marschall)

ten und deren Auftraggeber gedient, wobei die Großformen aufgrund der unterschiedlichen Bauaufgaben keine Nachfolge gefunden haben. Da dann ganz spezifische Bauskulptur, die nur in Bronnbach in dieser Form vorkommt, an den Bauten der Umgebung zu finden ist, ist davon auszugehen, dass Bronnbach für andere Bauwerke im Main- und Taubergebiet eine Vorbildfunktion für die Ausarbeitung der Bauskulptur einnahm.

Als Rezeptionsmöglichkeiten für die Bauten der Region haben sich dabei unterschiedliche Wege

der Vermittlung aufzeigen lassen. Auf der Gamburg waren aufgrund der deutlichen stilistischen Unterschiede und des teilweise anderen Formenrepertoires nicht dieselben Handwerker wie in Bronnbach tätig. Hier sind die Herren von Gamburg als treibende Kraft dafür anzusehen, dass für deren repräsentativen Saalbau Kapitelle nach dem Vorbild der Bronnbacher durch eine andere Steinmetzwerkstatt ausgeführt wurden. Es ist von einem direkten, aktiven Einwirken des Bauherren auf die Wahl der Form auszugehen.

Anders dürfte es sich bei der Achatiuskapelle in Grünsfeldhausen und auf der Burg Wertheim verhalten haben, da dort die Detailausführung jeweils auch mit Bronnbach vergleichbar ist. Da die Handwerkstechniken übereinstimmen, könnten die jeweiligen Bauherren dieselben Bauleute eingesetzt haben. Möglicherweise griff man auf Steinmetze zurück, die ihre Tätigkeiten in Bronnbach abgeschlossen hatten und nun für neue Aufträge zur Verfügung standen.

Obwohl die Vita Arnolds von Selenhofen Bronnbach als seine Grablege nennt, darf seine Rolle, im Gegensatz zum Bauherrn, also Abt und Konvent, bei der Wahl der Bauformen der Bronnbacher Kirche, die sich in vielen Punkten aus zisterziensischem Kontext herleiten lassen, jedoch keine Mainzer Bauformen oder Details aufzeigen, nicht überbewertet werden. Das Kloster und dessen Kirche blieben ein Baukomplex, der in erster Linie den monastischen Bedürfnissen entsprechen musste. Nicht zu gering zu schätzen ist auch, dass die Klöster die Bauarbeiten überwiegend aus den

laufenden Einkünften und aus ihrem Grundbesitz finanzierten – Schenkungen und Ablässe konnten Bauarbeiten zwar in nicht geringem Maße unterstützen, aber nicht völlig finanzieren²⁵. Zusammenhänge lassen sich hingegen zu den in der Region vorhandenen, durch Mitglieder der Bronnbacher Stifterfamilien errichteten Bauten erkennen, die den in Bronnbach vorhandenen Bauschmuck auf unterschiedliche Art für ihre Bauwerke einsetzten.

Generell lässt sich auch für die Bauten im Taubergebiet festhalten, dass sie ein wirtschaftlich potentes Zentrum voraussetzen, ebenso wie künstlerisch fähige Personen, die in der Lage sind, den durch den Bauherrn gestellten Auftrag zu erfüllen. Für eine weitere Verbreitung der an einem Bau eingeführten Formen sind dann aufgeschlossene Betrachter Voraussetzung, die künstlerische Innovationen bzw. bestimmte Bauformen an ihren Bauten rezipieren und damit die schnelle Weitergabe fördern – im Taubertal im 12. und 13. Jahrhundert war das gegeben.

Anmerkungen

- 1 Die Urkunden seit dem Tode Erzbischofs Adalbert I. (1137) bis zum Tode Erzbischof Konrads (1200), Teil 1: 1137–1175, bearb. von Peter ACHT (Mainzer Urkundenbuch 2,1), Darmstadt 1968, S. 437 f., Nr. 214. In den Urkunden Papst Hadrians vom 17. August 1159 und Kaiser Friedrichs I. vom 14. Juni 1165 werden diese Personen, die alle drei Schwäger waren, die den Platz als gemeinsames Erbe erhalten hatten, übereinstimmend als Stifter des Klosters genannt. In späteren Überlieferungen werden noch Erlebold von Krenshheim und Tragebodo von Zimmern hinzugefügt, Beringers Anteil jedoch nicht erwähnt, Leonhard SCHERG, *Die Zisterzienserabtei Bronnbach im Mittelalter. Studien zur Geschichte der Abtei von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts* (Mainfränkische Studien, Bd. 14), Würzburg 1976, S. 14, 178, 229; Leonhard SCHERG, Bronnbach, in: *Zisterzienser in Franken. Das alte Bistum Würzburg und seine Zisterzen*, hg. von Wolfgang BRÜCKNER/Jürgen LENSSEN, Würzburg 1991, S. 87–92, hier S. 87; Peter RÜCKERT, *Die Edelfreien von Lauda, Zimmern und Gamburg*, in: *Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben*, hg. von Ferdinand KRAMER/Wilhelm STÖRMER (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 20), München 2005, S. 591–642, hier S. 620–622, 625 f.
- 2 SCHERG, Bronnbach im Mittelalter (wie Anm. 1) S. 18; Leonhard SCHERG, *Die Abtei Bronnbach und der Zisterzienserorden II – Filiation und „iura paternitas“*, in: *Wertheimer Jahrbuch 1999* (2000) S. 11–36, hier S. 16 f.; Maria Magdalena RÜCKERT, *Die Anfänge der Klöster Schöntal und Bronnbach und ihr Verhältnis zur Mutterabtei Maulbronn*, in: *Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland*, hg. von Peter RÜCKERT/Dieter PLANCK (Oberrheinische Studien, Bd. 16), Stuttgart 1999, S. 101–125, hier S. 109, fasst die Besiedelung durch Waldsassen so auf, dass die Frage der Paternität nicht eindeutig geklärt war. *Historia primitiva*, Bericht des Abtes Diether von Maulbronn (ca. 1170), Abschrift des späten 14. Jahrhunderts im Staatsarchiv Wertheim R Lit. A Nr. 436; vgl. SCHERG, Bronnbach im Mittelalter (wie Anm. 1) S. 238. Über die Rücktrittsgründe Abt Reinhard gibt es in der Forschung verschiedene Meinungen, SCHERG, Bronnbach im Mittelalter (wie Anm. 1) S. 70 geht davon aus, dass Reinhard wegen seiner kaiserstreuen Haltung während des alexandrinischen Schismas abgesetzt wurde. Ebenso Ulrich KNAPP, *Das Kloster Maulbronn, Geschichte und Baugeschichte*, Stuttgart 1997, S. 40. Maria Magdalena RÜCKERT, *Zum Rücktritt des ersten Bronnbacher Abtes Reinhard im Kirchenstreit zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III.*, in: *Wertheimer Jahrbuch 1996*, S. 9–24, und RÜCKERT, Schöntal und Bronnbach (wie Anm. 2) S. 108 f., sieht die Verweigerung der Treue gegenüber Maulbronn als den einzigen Grund, was als am wahrscheinlichsten gelten muss.
- 3 *Historia Monasterii*, Staatsarchiv Wertheim R Lit. D Nr. 491 b, vgl. SCHERG, Bronnbach im Mittelalter (wie Anm. 1) S. 242.
- Württembergisches Urkundenbuch (künftig: WUB) 2, 1138–1212, hg. vom Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1858, Neudruck Aalen 1972, S. 503.
- 4 RÜCKERT, Schöntal und Bronnbach (wie Anm. 2) S. 104; Volker RÖDEL, *Die Gamburg: Burg, Geschlecht und Burgbesatzung im 12. und 13. Jahrhundert nach den Schriftquellen*, in: *Forschungen zu Burgen und Schlössern* 5 (2000) S. 231–242, hier S. 232; Stefan WEINFURTER, *Der Mainzer Erzbischof Arnold von Selenhofen. Vita und Memoria*, in: *ZWL 73* (2014) S. 59–72, hier S. 62; Stefan BURKHARDT (Hg.), *Vita Arnoldi archiepiscopi Moguntinensis. Die Lebensbeschreibung des Mainzer Erzbischofs Arnold von Selenhofen. Edition, Übersetzung und Kommentar* (Klöster als Innovationslabore, Bd. 2), Regensburg 2014, S. 19, 30, 78–80.
- 5 Zu Heiligenkreuz vgl. Markus THOME, *Kirche und Klosteranlage der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz. Die Bauteile des 12. und 13. Jahrhunderts* (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 52), Petersberg 2007, S. 120–131, 192–199, 279–292.
- 6 Gegen eine Gesamtkonstruktion der Bronnbacher Kirche als geplante Grablege des Mainzer Bischofs Arnold von Selenhofen, bei der auch schon die Gewölbe zu einem sehr frühen Zeitpunkt hätten festgelegt werden müssen, sprechen zum einen die Befunde am Bau mit den vielen Planwechseln und die Bauabfolge. Hinzu kommt, dass Arnold keineswegs unumstritten war und in Mainz ständig um seine Position kämpfen musste, als dass er auf den Kirchenbau in Bronnbach in solch großem Ausmaß hätte Einfluss nehmen können. Zu der prekären Situation Arnolds vgl. Stefan WEINFURTER, *Konflikt und Konfliktlösung in Mainz. Zu den Hintergründen der Ermordung Erzbischof Arnolds 1160*, in: Winfried DOTZAUER u.a., *Landesgeschichte und Reichsgeschichte. Festschrift für Alois Gerlich zum 70. Geburtstag* (Geschichtliche Landeskunde, Bd. 42), Stuttgart 1995, S. 67–83; Jan KEUPP, *Reichsministerialen und Bischofsmord in staufischer Zeit*, in: Natalie FRYDE/Dirk REITZ, *Bischofsmord im Mittelalter* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 191), Göttingen 2003, S. 273–302, hier S. 278–283. Zu den Verhältnissen in Mainz nach der Ermordung Bischof Arnolds vgl. RÖDEL (wie Anm. 4) S. 234. Auch die Gefolgsleute Arnolds konnten nach dessen Ermordung und der darauffolgenden Ächtung der Stadt Mainz nicht davon profitieren, vgl. KEUPP (wie Anm. 6) S. 289 f. Unter dem Nachfolger Arnolds, Erzbischof Christian von Buch (1165–1183), wurde das Bistum Mainz nachlässig verwaltet, vgl. Friedhelm JÜRGENSMEIER, *Erzstift Mainz*, in: *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte* 2. Die Territorien im Alten Reich, hg. von Meinrad SCHAAB/Hansmartin SCHWARZMAIER, Stuttgart 1995, S. 439–459, hier S. 451; RÜCKERT, *Edelfreie* (wie Anm. 1) S. 623, so dass zum Beispiel die Herren von Gamburg die Zeit nutzten, um die eigene Machtstellung auszubauen. Zuletzt hierzu WEINFURTER, *Arnold von Selenhofen* (wie Anm. 4) S. 69–71.
- 7 Vgl. zu den gestaffelten Ostschlüssen generell Matthias UNTERMANN, *Forma Ordinis, Die mittelalterliche Baukunst*

der Zisterzienser (Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 89), Berlin 2001, S. 285–298; zu Bronnbach Katinka KRUG, Kloster Bronnbach. Die Baugeschichte von Kirche und Klausur des Zisterzienserklosters (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 15), Stuttgart 2012, S. 119 f.

- 8 Vgl. Katinka KRUG/Peter KNOCH/Matthias UNTERMANN, Giebelarchitekturen: Neue Ergebnisse zur frühen Baugeschichte der Zisterzienserkirchen Maulbronn und Bronnbach, in: *In situ* 2/2011, S. 161–172, hier S. 163–170; KRUG (wie Anm. 7) S. 140 f. Ob die Bauleute als geeignet für das eigene Bauvorhaben angesehen wurden, dürfte im Falle einer Klosterbaustelle dem Abt als Bauherrn und höchster klösterlicher Instanz zugestanden haben, dessen Aufgabe es auch war, den Bauverwalter und einen geeigneten Werkmeister, *magister operis*, zu wählen, vgl. Günther BINDING/Susanne LINSCHIED-BURDICH, Planen und Bauen im frühen und hohen Mittelalter nach den Schriftquellen bis 1250, Darmstadt 2002, S. 45. Günther BINDING, Baubetrieb im Mittelalter, Darmstadt 1993, S. 32 spricht dem Bauherrn größeren Einfluss zu als dem Baumeister für die Gestaltung des Bauwerks. Mehrere Beispiele für das Suchen geeigneter Bauleute für die eigenen Pläne bei Günther BINDING, Wanderungen von Werkmeistern und Handwerkern im frühen und hohen Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung des Rhein-Main-Gebietes (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Bd. 63,1), Stuttgart 2005, S. 7–14, 18, 20. Dass Bauleute von sich aus wandern und an den Baustellen vorsprechen, scheint aufgrund der von Binding zusammengestellten Quellen eher die Ausnahme gewesen zu sein. Zur Vermittlung von Bauformen vgl. BINDING, Baubetrieb (wie Anm. 8) S. 179–185, 191. Erst mit dem seriellen Vorfertigen von Werksteinen an französischen Kathedralen um 1220/30 wird das Anfertigen von Plänen in Verbindung gebracht, vgl. Dieter KIMPEL/Robert SUCKALE, Die gotische Architektur in Frankreich: 1130–1270, München ²1995, S. 36. Mit den Aufzeichnungen des Villard d'Honnecourt liegt aus den 30er Jahren des 13. Jahrhundert ein Exemplar eines Musterbuches vor, das aber wiederum keine Baupläne im eigentlichen Sinn enthält. Gegen Baupläne spricht auch, dass, wie die zeitgenössischen Quellen berichten, der Werkmeister mitten im Baugeschehen stand und nicht planerisch von der Seite einwirkte. Zu der Problematik ausführlich BINDING/LINSCHIED-BURDICH (wie Anm. 8) S. 73–99 mit Diskussion der bisherigen Forschung sowie Quellen zu der direkten Einwirkung des Werkmeisters. Zum Zusammenwirken verschiedener Kräfte auf das Aussehen, den Vorgaben durch den Auftraggeber und die Ausführung durch entsprechende Handwerker vgl. Jill CASKEY, Whodunnit? Patronage, the Canon, and the Problematics of Agency in Romanesque and Gothic Art, in: *A Companion to Medieval Art: Romanesque and Gothic in Northern Europe*, hg. von Conrad RUDOLPH, Malden 2007, S. 193–212, hier S. 197–201.
- 9 Vgl. KRUG (wie Anm. 7) S. 129–140. Diese Art der Überwölbung ist im südlichen Frankreich nicht auf Zisterzienserkirchen beschränkt, sondern bildet die gängige Art der Einwölbung.
- 10 Simiane wird allgemein zwischen 1190 und 1210 Jahre datiert, vgl. Guy BARUOL, Romanik der Hoch-Provence, Würzburg 1984, S. 280 f. Auch wenn man der Forschungsmeinung folgt und die Provence ein Gebiet ist, in dem gotische Formen erst relativ spät eingesetzt wurden, scheint die bisherige Datierung als zu rückschrittlich. Denn dort sind keinerlei Bauformen vorhanden, die eine solche spätere Datierung zwingend nahelegen. Die Kapitelle lassen sich gut in die Zeit um 1170 setzen, die Rippenformen und Dienste weisen nur eine sehr geringe Profilierung auf und lassen ebenfalls ohne Weiteres eine Datierung um 1170 zu.
- 11 Vgl. Peter KURMANN, Die Zisterzienser und die Kathedrale, in: *Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser*, hg. von Ulrich KNEFELKAMP, Berlin 2001, S. 267–286, hier S. 282, der für den deutschsprachigen Raum Sedletz, Doberan, Kaisheim und Zwettl nennt. Eine ähnliche Konstellation wie Bronnbach im Grenzgebiet zweier Bistümer ist auch im Zisterzienserkloster Vaux-de-Cernay zu beobachten. Es gehörte zum Pariser Bistum, lag aber an der Grenze zu Chartreser Gebiet, vgl. KIMPEL/SUCKALE (wie Anm. 8) S. 167. Die im Langhaus gewählten Formen mit flachen Wandvorlagen und dem Rosenmotiv gehen in Vaux-de-Cernay auf den vom zweiten Meister von Notre-Dame in Paris errichteten Abschnitt dort zurück, wobei diese aber stark vereinfacht wurden. So wurde auf Gewölberippen, Bogenprofile und Kapitelle verzichtet, womit sie den zisterziensischen Bedürfnissen angepasst wurden. Durch die Reduktion der Bauformen wird neben der Zugehörigkeit zum Bistum Paris die gegenüber der Kathedrale schlichtere und dem Orden gemäße Gestaltung in der Architektur ausgedrückt.
- 12 Die Neubauten von Pontigny, Cîteaux und Clairvaux im Kernland des Ordens um die Mitte des 12. Jahrhunderts, die in ihren Bauformen die Kathedralarchitektur vereinfachen, sei es durch im Grundriss schlichtere Sanktuariumsumgänge oder den Wandauftritt in Pontigny, sind somit als Auseinandersetzung mit der aktuellen Architektur und Gegenbild der Kathedralarchitektur der frühen Gotik zu verstehen, vgl. UNTERMANN (wie Anm. 7) S. 616.
- 13 Zu Abkragungen in Zisterzienserkirchen vgl. UNTERMANN (wie Anm. 7) S. 655–660. Er führt aus, dass Abkragungen nicht funktions- und konstruktionstechnisch bedingt sind, sondern erklärt sie als Zeichen der Reduktion.
- 14 Abkragungen werden nur in wenigen Zisterzienserkirchen wie in Bronnbach durch Sockel ersetzt, wie etwa in Acey, Fontenay, Fontfroide, Kappel, Tintern.
- 15 Zur Einordnung der Bronnbacher Bauskulptur vgl. KRUG (wie Anm. 7) S. 89–92, 93–96, 98–103.
- 16 Zur Bauabfolge in Bronnbach vgl. KRUG (wie Anm. 7) S. 37–65.
- 17 Jens REICHE, Architektur und Bauplastik in Burgund um 1100. Die Kirchen von Gourdon und Mont-Saint-Vincent (Studien

- zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 12), Petersberg 2002, S. 338, weist ein solches Vorgehen stichhaltig an Beispielen burgundischer Kapitellskulptur nach.
- 18 Die ältere Forschung zum Saalbau der Gamburg setzte den Bau spät an und ging von einer langsamen Errichtung aus. Johannes GROMER, *Der Palas der Gamburg*, in: *Burgen und Schlösser* 1995/I, S. 6–17, hier S. 14, nimmt eine lange Bauzeit an, eventuell mit Bauunterbrechungen. Seine Abfolge entwickelt er aus den unterschiedlichen Rechteckrahmungen der Arkaden und der dendrochronologischen Datierung eines zweitverwendeten Holzes in das Jahr 1237. Helga FABRITIUS, *Die mittelalterlichen Wandmalereien der Gamburg*, in: *Forschungen zu Burgen und Schlössern* 5 (2000) S. 253–264, hier S. 262, setzt die Bauzeit des Saalbaus und die Fresken erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts an. Dagegen spricht die Gestaltung der Kapitelle und der Inhalt der Wandmalereien mit dem Würzburger Bischof Gottfried, denn um 1240 war die Gamburg wieder fest in Mainzer Besitz und die Darstellung eines Bischofs des konkurrierenden Bistums ist unwahrscheinlich. Auch erscheint es wenig plausibel, über fünfzig Jahre nach dem Kreuzzug noch auf diesen zu verweisen. Für eine frühere Datierung um 1200 setzt sich erstmals RÜCKERT, *Edelfreie* (wie Anm. 1) S. 639 und Peter RÜCKERT, *Adelige Herrschaft und Repräsentation im hohen Mittelalter. Literatur und Architektur der Grafen von Wertheim und der Herren von Gamburg*, in: *Wirtschaft – Gesellschaft – Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel*, hg. von Hans-Peter BAUM/Rainer LENG/Joachim SCHNEIDER (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 107), Stuttgart 2006, S. 289–306, hier S. 302–304, aufgrund der Wandmalereien ein.
- 19 Vgl. SCHERG, *Bronnbach im Mittelalter* (wie Anm. 1) S. 241; RÜCKERT, *Edelfreie* (wie Anm. 1) S. 630; GÖBHARDT, Heinrich, *Historia domestica liberae abbatae Bronnbacensis*, 1795, Staatsarchiv Wertheim R Lit. D Nr. 181, hg. von Franz Joseph MONE als: *Geschichte des Klosters Bronnbach bei Wertheim*, in: *Schriften der Alterthums- und Geschichtsvereine in Baden und Donaueschingen* 3/2 (1848/49) S. 307–386, hier S. 321: *Domino Beringero (forte in Gamburg) pro recuperanda gratia sua commodavimus viginti quinque marcas, et praeterea commodavimus ei vinum, frumentum et lateres ad aestimationem viginti quinque marcarum*.
- 20 Oskar HECKMANN, *Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 41 (1939) S. 56–173, hier S. 142.
- 21 Zu der Kreuzzugteilnahme Sigebodos von Zimmern und dem Bau der Achatiuskapelle siehe RÜCKERT, *Edelfreie* (wie Anm. 1) S. 640 f. Vgl. dazu auch den Beitrag von Jürgen KRÜGER in diesem Band.
- 22 Der Hauptraum könnte schon etwas früher als der Nebenraum und der Verbindungsgang, auf dem sich der Dachreiter erhebt, entstanden sein, da zwischen Haupt- und Nebenraum eine Baunaht vorhanden sind, vgl. HECKMANN (wie Anm. 20) S. 124 f., 127, 139.
- 23 Zu der Rolle Bronnbachs für die Wertheimer Grafen als Stiftungsort vgl. Hermann EHMER, *Die Grafen von Wertheim und ihre Memoria*, in: *ZWLG* 73 (2014) S. 39–58, hier S. 39–43.
- 24 Vgl. KRUG (wie Anm. 7) S. 182 f.
- 25 Zur Baufinanzierung in zisterziensischen Klöstern vgl. THOME (wie Anm. 5) S. 19–24.

SANDRA EICHFELDER

Zusammenfassung

Das Staatsarchiv Wertheim, das sich im Archivverbund Main-Tauber mit dem Stadtarchiv Wertheim und dem Archiv des Main-Tauber-Kreises zusammengeschlossen hat, bewahrt die schriftliche Überlieferung der Grafschaft Wertheim und der weiteren Territorial- und grundherrlichen Besitzungen der Grafen und Fürsten von Löwenstein-Wertheim*. Dadurch war es in Zusammenarbeit mit den Universitäten Heidelberg und Mannheim prädestiniert als Ausrichter und Tagungsort für aktuelle Mittelalterforschung im Main-Tauber-Kreis. Da dieser Archivverbund im ehemaligen Zisterzienserkloster Bronnbach untergebracht ist, konnte nicht nur seine Infrastruktur genutzt werden, sondern das Kloster auch als authentischer Ort des historischen Geschehens die Vorträge und Diskussionen anregen (Abb. 1).

Die zweitägige Tagung unter dem Titel „Repräsentation und Erinnerung. Herrschaft, Literatur und Architektur im Hohen Mittelalter an Main und Tauber“ hatte sich zum Ziel gesetzt, höfische Repräsentation und Erinnerung in der Region Main-Tauber-Franken in die zeitgenössischen kulturellen Kontexte einzuordnen und überregionale Beziehungen mit dem staufischen Herrscherhaus und dessen großen politischen Unternehmungen, vor allem den Kreuzzügen, aufzuzeigen. Daher trafen sich hier Kunsthistoriker, Literaturwissenschaftler und Historiker zu einem fruchtbaren interdisziplinären Austausch über die Literatur, Baugeschichte, Architektur und Sozialgeschichte

des Adels um die Grafen von Wertheim und die Herren der benachbarten Gamburg.

Nach der Begrüßung durch Monika SCHAUPP, Leiterin des Staatsarchivs Wertheim, und Grußworten aus dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Baden-Württemberg, der Stadt Wertheim und dem Main-Tauber-Kreis verwies Ludger LIEB (Heidelberg) zunächst auf die langjährige Kooperation der Universitäten Mannheim und Heidelberg mit dem Landesarchiv Baden-Württemberg. Als Einstieg in die Thematik und allgemeine Einführung in die drei Sektionen der Tagung skizzierte er die Bedeutung der Memorialkultur in der adligen Gesellschaft gerade für den historischen Raum um Main und Tauber und profilierte ihre zentralen Aspekte für die interdisziplinär ausgerichtete mediaevistische Forschung.

Die sich anschließenden drei Vorträge der ersten Sektion „Herrschaft“ sollten zunächst die herrschaftlichen Rahmenbedingungen, das territoriale Gefüge und die wesentlichen Adelsfamilien an Main und Tauber vorstellen. Peter RÜCKERT (Stuttgart) nahm in seinem einführenden Beitrag über die adligen Herrschaften an Main und Tauber und ihre Erinnerungskultur besonders die persönlichen Netzwerke und wechselseitigen Verbindungen der regionalen Adelsfamilien um 1200 in den Blick. Im Mittelpunkt standen die Grafen von Wertheim, die ihre Herrschaft durch ihre Nähe zum staufischen Königtum und den Bischöfen von Würzburg konsequent ausbauten, die Herren von



Abb. 1: Luftbild des Klosters Bronnbach (Vorlage: Eigenbetrieb Kloster Bronnbach, 2009)

Gamburg sowie die verwandten Herren von Lauda und Zimmern. Besonders die Burg Wertheim und die Gamburg wurden hier neben den oktogonalen Kirchenbauten im benachbarten Taubertal als monumentale Zeugnisse herrschaftlicher Repräsentation und Erinnerung vorgestellt. Die Bedeutung der Grafen von Wertheim als Förderer des Klosters Bronnbach und der höfischen Literatur, zumal für Wolfram von Eschenbach, wie die gemeinsame Beteiligung der adeligen Herren am Dritten Kreuzzug (1189/90) und dem Italienzug Heinrichs VI. (1196) schärfte deren kulturelles

Profil und macht die Orientierung am staufischen Königtum deutlich. So war die Entstehung einer verdichteten Adelslandschaft an Main und Tauber mit einer programmatisch angelegten Erinnerungskultur beispielhaft zu verfolgen.

Im Anschluss daran legte Stefan TEBRUCK (Gießen) seinen Fokus auf die Konstitution von adeligen Erinnerungsgemeinschaften im Nachgang zum Dritten Kreuzzug und die Bildung einer Erinnerungskultur mit Hilfe historischer und literarischer Strategien. Er zeigte, wie sich diese Erinnerungskultur, bedingt durch die

große Anzahl wie die territorialen und sozialen Einzugsbereiche der Kreuzzugsteilnehmer, mit räumlichem und zeitlichem Abstand formte. Die sich auf den thüringischen Raum konzentrierenden Untersuchungen TEBRUCKS korrespondierten wünschenswert mit den Erkenntnissen für den nahen Main-Tauber-Raum und ermöglichten damit allgemeine Folgerungen. Durch die enge Verbindung von Königsnähe und Kreuzzugsbeteiligung des Landgrafen Ludwig III. von Thüringen wird in der literarisch überformten Überlieferung ein tendenziöses und überhöhtes Erinnerungslob deutlich. Dabei ist die memoriale Funktion des Kreuzzugstodes Ludwigs von zentraler Bedeutung. Entsprechend war der Bericht des zeitgenössischen Reinhardsbrunner Chronisten daraufhin arrangiert, den Landgrafen als auserwählten Kreuzfahrer zu rühmen. Nicht nur er selbst, sondern auch seine tapferen Gefolgsleute fanden hier ihren Platz. Neben einem Banner, das Ludwig vom heiligen Georg überreicht worden sein soll, fungierte seine Grabplatte gleichsam als materielle Erinnerungsort. Im Hinblick auf das um 1300 entstandene Kreuzfahrtlied über den frommen Landgrafen Ludwig wird deutlich, dass der Autor bei der Abfassung auf eine lebendige Erinnerungs- und Gedächtniskultur im thüringischen Adel zurückgreifen konnte. Die auffällige Vermittlung eines breiten Tableaus an thüringischen Kreuzzugsteilnehmern als Augenzeugen und Bericht-erstatte rlaubt jedenfalls eine beeindruckende Rekonstruktion der Adressatenkreise dieses Kreuzzugliedes.

Stefan BURKHARDT (Heidelberg) zeigte am Beispiel des Erzbischofs Arnold von Mainz und den Auseinandersetzungen um dessen Memoria auf, wie unterschiedliche Akteure versuchten, sich einer umstrittenen historischen Figur zu bemäch-

tigen. Das mittelalterliche Totengedenken konnte bereits zu Lebzeiten, beispielsweise durch Zuwendungen und vorbildliche Amtsführung, beeinflusst werden, die dauerhafte Erinnerungswürdigkeit unterlag jedoch dem Urteil der Nachwelt und war von den Bindungen zwischen einzelnen Personen und Gruppen abhängig. Dabei wird im Falle von Arnold deutlich, dass der Leichnam des Verstorbenen als Stabilisator der Erinnerung diente und einen Erinnerungsort für das Totengedenken schaffen konnte, sein Nichtvorhandensein dagegen den Verlust von kulturellem Gedächtnis provozierte. So versuchten die Gegner Arnolds, dessen würdige Bestattung zu verhindern, seinen Leichnam verschwinden zu lassen und durch seine Exkommunikation zu unterbinden, dass er als legitimer Erzbischof in Erinnerung blieb. Der Vita Arnoldi zufolge war Arnold jedoch vom Stift Mariengraden das Totengedenken garantiert worden. Er fand dort auch seine Ruhestätte, und Mariengraden in Mainz fungierte seither als Erinnerungsort. Der Autor der Vita Arnoldi, welche die Hauptverantwortlichen an dem Mord benennt und die Tugendhaftigkeit und moralische Integrität des Bischofs nachzuweisen versucht, muss sich einem negativ konnotierten Traditionsstrang gegenüber gesehen haben, der zumindest so wirkmächtig war, dass es nicht gelang, Arnold zum Märtyrer zu stilisieren.

Die nachfolgende Sektion unter dem Titel „Literatur“ eröffnete der Beitrag von Henrike MANUWALD (Freiburg) zu den Bilderhandschriften der Sächsischen Weltchronik. Sie zeigte anhand der breiten Überlieferung mit prächtigen Manuskripten aus Fulda, Gotha, Berlin, Bremen und Bern den unterschiedlichen Umgang mit der Memoria im Bild. Am Beispiel des prominenten Tods Friedrichs Barbarossa im Fluss Saleph wird

die aus den bildlichen Darstellungen ersichtliche Beeinflussung von Wertungen und Emotionen verdeutlicht, die von Hochschätzung bis Diffamierung des Kaisers reichen konnten. Offensichtlich war es für die Zeitgenossen schwierig, mit der Vorstellung vom Tod des nackten Kaisers im Wasser angemessen umzugehen. Neben Darstellungen der Ereignisgeschichte wird auch ein stärker personalisiertes Bild zum Zweck einer herrscherorientierten Memoria deutlich. Dabei wird durch das Bildprogramm Verlässlichkeit und Durchsetzungskraft des Kaisers ebenso demonstriert wie die Trauer der Anwesenden über das Ertrinken Barbarossas als kollektives Gedenken. Aufgrund dieser Verschränkung verschiedener memorativer Funktionen der Bilder sind die Assoziationen vielschichtig; die Beeinflussung von Erinnerungskultur folgt Eigengesetzlichkeiten. Ungewöhnliche Bildformeln erweisen sich als besonders einprägsam und dienten dazu, den Textinhalt besser memorierbar zu machen.

Der Beitrag von Norbert KÖSSINGER (Konstanz) nimmt Probleme der Überlieferungsgeschichte von Manuskripten in den Blick^{**}. Handschriften werden dabei nicht als bloße Textträger oder graphischer Code verstanden, sondern haben ihre weitreichende Bedeutung als mittelalterliche Medien. Dieses mediale Verständnis von Überlieferung illustriert KÖSSINGER an drei Beispielen: Bei einer für eine konkrete Situation beschrifteten Waffe – hier eine Kanone – stehen Texte und Textträger in einem sehr engen Verhältnis zueinander, die Waffe kann durch entsprechende Aufschrift zu einem personalisierten Objekt werden und eine Art persönliche Beziehung zu ihren primären Rezipienten, nämlich denjenigen, die diese bedienen, eingehen. Bei Schriften aus dem Umkreis geistlicher Spieltradition hat man es oft mit spezifisch

für die Aufführungssituation konzipierten Textträgern zu tun, abhängig davon, ob es sich um den Text für den Spielleiter oder einen Rollenträger handelt. Ähnlich verhält es sich mit Texten für das private Gebet im Gegensatz zur Verwendung in der Liturgie. Im Falle anderer Handschriften kann man über die konkreten Verwendungszusammenhänge allerdings oft keinerlei Aussage treffen; hier kommt natürlich auch ihre Funktion als reiner Textspeicher in Frage. Nicht alle Textträger waren im Mittelalter also konzeptionell für Bibliothek oder Archiv gedacht, sondern ein kommunikativer Gebrauch in konkreten Situationen und dessen Kontextualisierung stehen zu bedenken.

Diese kommunikative Situation greift der Beitrag von Eckart Conrad LUTZ (Freiburg/Schweiz) auf^{***}. Er lässt anhand ausgewählter Passagen aus dem Parzival Wolframs von Eschenbach eine komplexe erzählte Welt entstehen, die zu einer „Schule der Höflichkeit“ für die zeitgenössischen Zuhörer gedeutet wird. Die Rezitation der Texte im Mittelalter, wahrscheinlich in kleineren Erzähleinheiten und beruhend auf einem gemeinsamen literarischen und lebensweltlichen Horizont, hatte Einsicht, Bildung und Unterhaltung zum Ziel und mahnte zu Vorsicht und Rücksicht gegenüber anderen. Die Fülle der psychologisch anspruchsvollen Bilder erforderte dabei gemeinsames Nachdenken und ein hohes Reflexionsniveau, was zu einem Lern- und Aneignungsprozess führen sollte, der beim Publikum entsprechende intellektuelle Fähigkeiten voraussetzte. Exemplarisch beleuchtet LUTZ diese Rezeptionsprozesse durch verschiedene Sequenzen aus dem Parzival. Dabei geht es ihm vor allem um das psychologisch-ethische Interesse Wolframs, die Einhaltung von höfischen Konventionen unter gleichzeitiger Berücksichtigung von ethischen Werten, die allgemeine

Rücksicht und Verantwortung im Umgang mit anderen, die Bedeutung personaler Verflechtungen und vor allem die fatalen Folgen von vorschnellen Unterstellungen, fehlendem Einfühlungsvermögen und begrenztem Wissen über die Handlungsvoraussetzungen der anderen. Eine generelle Mahnung zu Vorsicht und Behutsamkeit im Umgang mit den Mitmenschen ist aus Wolframs Werk abzuleiten, das auch im historischen Kontext des Wertheimer Grafenhofes um 1200 sein zeitgenössisches Publikum fand.

Die dritte Sektion nahm die „Architektur“ in den Blick. Auf Einladung der Familie von Mallinckrodt kamen sämtliche Tagungsteilnehmer für die ersten drei Vorträge auf der Gamburg zusammen. Zunächst referierte Goswin von MALLINCKRODT (Gamburg) im dortigen Saalbau, wo 1986 die ältesten nördlich der Alpen erhaltenen profanen Wandmalereien entdeckt wurden. Diese waren von dem Edelfreien Beringer von Gamburg in Auftrag gegeben worden, aus Anlass der Teilnahme am Dritten Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa und dokumentieren damit zunächst den biographischen Höhepunkt seines Lebens. Gemeinsam mit diesen großflächigen Wandmalereien zeigen die freigelegten Architekturteile des Saalbaus auf der Gamburg, Arkaden, Säulen und Kapitelle, wie hier um 1200 mit herrschaftlicher Architektur Repräsentation und Erinnerung verknüpft und gleichzeitig Königsnähe demonstriert werden konnten.

Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK (Bonn) ordnete daran anschließend die Ausstattung des Gamburger Saalbaus als Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses seiner Auftraggeber, der Herren von Gamburg, in den kunsthistorischen Kontext ein. Dabei unterstrich er etwa die an der bemalten Südwand festgehaltenen logistischen Leistungen der Kreuzzugsteilnehmer, die auch bei

nicht erfolgreichem Ausgang der Mission eine ruhmvolle Erinnerungskultur schaffen konnten. Die bewusste Gestaltung der Ecken, Wandflächen, Fensteröffnungen und der ebenfalls repräsentativen Außenfront sollte die eigene Burg zu einem stilisierten Bauwerk machen, das dem Gast Identifikationsmöglichkeiten bot, Zugehörigkeit zur höfischen Welt darstellte und auch für den Betrachter von außen hohen Repräsentationsansprüchen gerecht wurde.

Judith BANGERTER-PAETZ (Bern) betonte bei ihrem Vergleich mit anderen repräsentativen Saalbauten im Stauferreich die kulturelle Einzigartigkeit des architektonischen Gesamtkunstwerkes auf der Gamburg. Hier handelt es sich um einen ursprünglich dreigeschossigen reinen Saalbau mit großer Fernwirkung durch die dekorative Außenansicht. Der Saal nimmt bei beachtlicher Raumhöhe die gesamte Geschossfläche ein. Besonders hervorzuheben sind seine Ausstattung mit Fußbodenheizung, Knotensäulen und Doppelarkadenfenstern an der Ost- und Westwand sowie am Nordgiebel, die zur Belichtung und Repräsentation dienten. Fenstersitze dienten als bevorzugte Ehren- und Aufenthaltsplätze. Die freigelegten Fensterarkaden zeigen in der Laibung Aufmalungen marmorierender Muster, die sich in den szenischen Malereien der Saalwände wiederfinden. Rekonstruierbar ist zudem zur Hofseite hin ein relativ großes und breites Portal, das über eine hölzerne Galerie zugänglich war. Die Frage nach Funktion und Nutzung von Saalbauten kann anhand bautypologischer Untersuchungen freilich nicht eindeutig geklärt werden und lässt weitere, interdisziplinär ausgerichtete Forschungen anregen.

Die beiden letzten Vorträge der Sektion fanden dann wieder in Bronnbach statt. „Nachbauten“

der Architektur aus dem Heiligen Land in Europa waren das Thema von Jürgen KRÜGER (Karlsruhe). Wie vielfältig die Erinnerungen an das, was man auf den Kreuzzügen gesehen hatte, sein konnten, zeigen beispielhaft die im 12. und 13. Jahrhundert entstandenen, räumlich sehr nahe beieinanderliegenden Oktogonalkirchen im benachbarten Taubertal. Untersucht wurden die bisher als frühe Taufkirchen gedeuteten Bauten St. Achatius in Grünsfeldhausen, St. Sigismund in Oberwittighausen, die Ulrichskapelle in Standorf und die ehemalige Johanniterkirche in Wölchingen in ihrer Funktion als Memorialbauten. KRÜGER betont die methodischen Probleme, welche die lückenhafte Überlieferung zur Frühgeschichte dieser Bauten und Identifizierung ihrer Auftraggeber mit sich bringt. Nachweisen kann man allerdings die Übernahme von Maßen und einzelnen Bauteilen, wobei sich die Rezeption nicht immer auf die Jerusalemer Grabeskirche beziehen musste. Auch andere Bauten des Heiligen Landes wurden als Memorialbauten in der Heimat nachgebildet. Hierbei sollte man nicht nur ganze Kirchenbauten, sondern etwa auch durch Kreuzfahrer gestiftete Kirchtürme und Turmbekrönungen in den Blick nehmen. Jedenfalls zeigt sich gerade in den vorgestellten Sakralbauten die Erinnerungskultur ihrer adeligen Bauherren, die damit eigene Kreuzzugserfahrungen vermitteln konnten.

Abgerundet wurde der Themenblock mit den Ausführungen von Katinka HÄRET-KRUG. Sie erkennt anhand des Transfers architektonischer Formen, ausgehend vom Kloster Bronnbach, ein Stützungsnetzwerk der bereits eingangs vorgestellten Adelsfamilien im Main-Tauber-Raum. Architektur und Bauformen fungierten als Bedeutungsträger; die Baugestaltung in Bronnbach ist nachweislich teilweise über den Zisterzienserorden bzw. das

Mutterkloster Maulbronn vermittelt worden. Einzelheiten der Bronnbacher Architektur entsprechen sicher auch Vorgaben der Äbte bzw. wurden von einem wohl aus dem südlichen Frankreich stammenden Werkmeister gestaltet. Architekturformen aus Bronnbach wurden auf der Gamburg rezipiert, allerdings durch fähige Bauleute, die von anderen Großbaustellen kamen, stilistisch unterschiedlich ausgeführt, wobei die übernommenen Motive teilweise neu miteinander kombiniert wurden. Bei der Achatiuskapelle in Grünsfeldhausen und der Burg Wertheim gleicht die Detailausführung derjenigen von Kloster Bronnbach, woraus man auf dieselben Bauhütten schließen kann. Diese Verbreitung von eingeführten architektonischen Formen lief in verwandtschaftlich vernetzten, herrschaftlichen Bahnen und war nur möglich durch gemeinsamen Austausch und reges geistiges Leben im tauberfränkischen Raum. Gleichzeitig setzen diese aufwändigen architektonischen Monumente wirtschaftlich potente Zentren voraus, welche die hochmittelalterlichen Adelssitze dort repräsentierten.

Als Resumé der Vorträge und anregenden Diskussionen betonten Ludger LIEB und Peter RÜCKERT, dass die Kulturlandschaft im Main-Tauber-Kreis durch prägende Gestalten aus den bedeutenden adeligen Familien im 12. und 13. Jahrhundert maßgeblich beeinflusst wurde. Es lassen sich dichte Netzwerke dieser Adelsherren rekonstruieren, die vor allem durch gemeinsame Teilnahme an Heerzügen wie dem Dritten Kreuzzug verfestigt wurden und in repräsentativen architektonischen und künstlerischen Hinterlassenschaften sichtbar zu Tage treten. Zahlreiche Einzelerkenntnisse zur zeitgenössischen Überlieferung, zu Bildquellen, Literatur und Baubefunden, konnten im Rahmen der Tagung in einen größe-

ren, gemeinsamen Zusammenhang gestellt und ihre weitergehende Bedeutung erkannt werden. Deutlich wurde die Verzahnung von Regionalgeschichte mit reichspolitischen Ereignissen und kulturellen Entwicklungen, deren Tragweite hier beispielhaft konkretisiert werden kann. So erweist sich die Repräsentations- und Erinnerungskultur im Hohen Mittelalter als fruchtbares Forschungsfeld enger interdisziplinärer Zusammenarbeit, die auf den breiten Ergebnissen der Tagung und ihrer Publikation aufbauen kann.

Anmerkungen

- * Diese Zusammenfassung basiert auf meinem H-Soz-Kult-Tagungsbericht vom 10.12.2014, URL: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5703 (26.7.2016). Sie wurde anhand der verschriftlichten Beiträge dieses Bandes erweitert und soll einen aktualisierten Überblick über deren Inhalt wie den Tagungsverlauf bieten.
- ** Der Vortrag von Norbert KÖSSINGER konnte auf der Tagung in Bronnbach nicht gehalten werden, liegt aber im überarbeiteten Vortragsmanuskript seinem Beitrag in diesem Band zugrunde.
- *** Der Beitrag von Eckart Conrad LUTZ wurde auf der Tagung als öffentlicher Abendvortrag präsentiert.

Orts- und Personenregister

Bearbeitet von SUSANNE BORGARDS

Kaiser, Könige und Mitglieder des Adels sowie der Geistlichkeit werden in der Regel unter ihrem Vornamen, die übrigen Personen unter ihrem Familiennamen aufgeführt.

- Aachen 24
Abraham 193
Acey 308
Adalbert I., Erzbischof von Mainz 167
Adelheid 40, 52
Adrianopel (= Edirne) 155 f., 186, 189
Aegidius Tschudi 106
Ägypten 82, 89, 178
Akkon 33–39, 41, 47, 49, 51, 147
Alberich von Trois-Fontaines 261
Albert, Truchsess 14
Alexander III., Papst 57, 172
Altenburg, Burggrafen von 41
Altenfurt bei Nürnberg 233, 282
Ambrosius von Mailand 270
Amorbach 144, 252, 288
Amorsbrunn 288
Anagni 57
Andechs-Meranien s. Hedwig
André de Joinville 261
Andreas II., König von Ungarn 51
Anna, Schwester des böhmischen Königs
 Wenzel I. 50
Ansbach 17, 259
Ansbert 145, 177
Antiochia 31, 145, 155, 165
Apulien 33, 271
Armenien 74
Arnold von Hornberg 173
Arnold von Lübeck 89
Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz 8,
 14, 19 f., 53–67, 128–130, 167, 178, 289, 292,
 306 f., 312
Arnstein 25
– Herren von 41
Asti 145
Auroff (bei Bingen) 57
Baldemar, Abt von St. Alban in Mainz 58
Bamberg 101 f., 170, 297
Bardo, Erzbischof von Mainz 61
Bari 250
Barnstorf 171
Bayeux 174, 176, 193, 197
Bechtolsheim 281
Bela III., König von Ungarn 162
Berlin 70, 72, 75–79, 81 f., 87 f., 233, 312
Bernhard V., Graf von Comminges 177
Berrhöe 155
Bieberstein (bei Nossen) 51
– Günther von 40, 43, 51 f.
Billigheim (bei Mosbach) 23
Billung von Lindenfels 14, 129, 289
Bingen 57, 172

- Bleidenstadt 58, 65
 Bolko I. von Oppeln 50
 Bolko I., Herzog von Schweidnitz-Jauer 36, 38 f.,
 45, 50–52
 Bonifatius 270
 Boxberg 239, 262, 267, 269, 284
 – Kraft von 16 f., 269, 277
 – Mechthild von 15, 17
 Boymont (Elsass) 168, 209
 Bozen 179, 202
 Brandenburg-Ansbach 259
 Braničevo (= Kostolac) 154, 162
 Braunschweig 70, 79, 170, 192, 197 f., 203, 205,
 208 f.
 – St. Blasii 203
 Bremen 75, 78, 80, 82, 87, 169, 312
 Brendel, Familie 227
 Brixen 189, 202
 Bronnbach 5–9, 11, 14 f., 19, 21–29, 61, 65 f., 112,
 123, 127–129, 139–141, 167, 169–173, 178, 180,
 202, 214, 226–228, 244, 252, 262, 267 f., 280, 284,
 289 f., 292 f., 295–311, 314–316
 – Reinhard, Abt von 289, 307
 Brugg 175
 Brünn 51
 Büdingen 169 f., 214 f.
 Büraberg (bei Fritzlar) 270
 Burchard von Jechaburg 64 f.
 Burgdorf (Kanton Bern) 171, 211 f., 220
 Bürgerroth 171, 174
 Burgund 309
 – Beatrix von 172
 Byzanz 193, 286
- Cambrai 280
 Candidus 276
 Cappenberg, Schloss 84
 Castel del Monte 271
- Charroux 278, 288
 Chillon, Burg am Genfer See 209
 Chosroes 198
 Chrétien de Troyes 17, 121 f., 177
 Christian von Buch, Erzbischof von Mainz 59, 62,
 65, 130, 145, 307
 Cîteaux 308
 Clairvaux 308
 Clarendon Palace 165, 178
 Comburg, Grafen von 12
 Creglingen 25, 284
 Cressac 165
 Csepel 162
- Dalheim 61
 Dankwarderode 168 f., 205, 209
 Dardanellen 154
 Darmstadt 23
 David 177, 193
 Dieburg 23
 Dietrich von Meinersheim 21
 Disibodenberg 58
 Dittelsheim 281
 Doberan 308
 Döben, Burggrafen von 41
 – Albrecht 52
 Drüggelte (bei Soest) 278, 288
- Eberbach im Rheingau 23
 – Eberhard, Abt von 65
 Eberhard II., Erzbischof von Salzburg 200
 Eberhard Rüd von Collenberg 227
 Ebrach im Steigerwald 23
 – Adam, Abt von 65
 Edward I., König von England 165
 Eger (Tschechien) 206
 Egerberg 168

- Eisenach 34 f., 45, 49, 206, 208
 Elisabeth von Meinersheim 21
 Enger 172
 England 89, 193, 202
 Enna 271
 Erbach 252
 Erfurt 59 f., 79
 – Schottenkloster 60
 Erlebold von Krensheim 307
 Erlung, Bischof von Würzburg 19, 166
 Eschenbach 17, 29 (s.a. Wolfram)
 Eßfeld 170
 Eunatē 281, 288
 Eusebius von Caesarea 34
 Everswell 165
 Ezechiel 164
- Flavigny-sur-Ozerain 169
 Fontenay 308
 Fontfroide 308
 Frankfurt am Main 59, 98–100, 102, 178, 200
 Freckenhorst 172
 Freudenberg am Main, Burg 14, 21, 27
 Friedrich I. Barbarossa, Kaiser 15 f., 19, 21, 23, 31,
 33, 37, 40, 42, 55, 57, 59, 68–70, 72–80, 82, 84–86,
 88–90, 128, 130, 144 f., 147, 152–154, 163, 165,
 172–176, 178–180, 182–186, 189, 193, 197, 202,
 223, 271, 307, 312–314
 Friedrich II., Kaiser 24, 32, 40, 79, 172 f., 200 f., 260,
 280
 Friedrich V., Herzog von Schwaben 33, 77, 146 f.,
 155, 162, 182
 Friedrich der Siegreiche, Kurfürst 96
 Friedrich I., der Freidige, Landgraf 49
 Friedrich, Graf von Abenberg 17, 31, 41
 Friedrich von Sonnenburg 106
 Frose 170
- Fulda 8, 14, 276 f., 287, 312
 – Eigil, Abt von 276
 – St. Michael 276 f.
- Gallipoli (= Gelibolu) 156
 Gamburg 5–9, 11 f., 18 f., 21 f., 26 f., 32, 46, 112 f.,
 122 f., 126–130, 139–141, 144 f., 149, 152,
 163–175, 178–186, 188–191, 193, 196, 198–202,
 205 f., 208 f., 211–215, 219, 222–224, 226, 229,
 297–302, 305, 309–311, 314 f.
 – Herren von 5, 8, 11, 18, 23, 26, 29, 123, 243,
 305, 314
 – – Beringer I. 14, 19, 21, 23, 128–130, 144 f.,
 166 f., 173, 179 f., 182–185, 191, 195, 201, 224,
 289, 301, 307, 314
 – – Beringer II. 17, 19, 21–23, 128, 130, 140,
 144 f., 152, 156, 165, 167, 173, 179 f., 182 f.,
 201 f., 205, 223, 302
 – – Heinrich 23
 – – Tragebodo 18
 Gaurettersheim 25 f., 231, 278, 288
 Gelnhausen, Burg 19, 55, 169–171, 205 f., 209 f.,
 214, 217, 219 f., 224–226, 229
 Genua 90
 Gerhard, Graf von Holstein-Schauenburg 70, 87
 Gerlachsheim 24, 26
 Gernot, Kapellan 59–61
 Gertrud von Andechs-Meranien 51
 Gilgenberg, Burg im Kanton Solothurn 229
 Girsbaden (Elsass) 205 f., 208, 225
 Gisibert, Herzog 88
 Gisibertus von Auxerre 174
 Gislebert von Mons 88, 177
 Glauchau 51
 Glandstein 207 f., 219
 Goslar 168–170, 205, 207–209, 219, 226 f.
 Gotha 32, 69–76, 79, 86–89, 312

- Gottfried von Spitzenberg-Helfenstein, Bischof von Würzburg 21 f., 31 f., 41, 46 f., 52, 144–147, 152–156, 174, 176, 180, 182, 189, 194 f., 202, 229, 309
- Gottfried, Abt von St. Jakob in Mainz 64
- Gourdon 308
- Gran (= Esztergom) 162
- Gregor der Große, Papst 244
- Gregor VIII., Papst 88
- Grimm, Jacob und Wilhelm 233
- Grünsfeld 243 f., 284
– Herren von 243
- Grünsfeldhausen 25 f., 29, 231 f., 234, 236 f., 239–245, 252 f., 270, 278, 280, 283–285, 300, 302 f., 306, 315
- Gualterus, Tempelritter 52
- Guntersblum 281
- Hadrian, Kaiser 244
- Hadrian IV., Papst 307
- Hagenau 222
- Halberstadt 170
- Hamburg 70
- Harold, König von England 176
- Hartmann von Aue 113, 223
- Hartmann, Dompropst 65
- Hastings 193
- Hattin, Hörner von 180
- Haynrode 167
- Hedwig von Andechs-Meranien 44, 51
- Heidelberg 5, 7, 9, 103, 176, 229, 267, 310, 312
- Heiligenkreuz bei Wien 292, 307
- Heiliges Land 5, 9, 15, 17, 19, 22, 25, 31–33, 36–38, 44, 51, 82, 89, 180, 231 f., 235, 250, 261, 269, 271 f., 275 f., 280–282, 315
- Heinrich IV., Kaiser 173
- Heinrich VI., Kaiser 16 f., 19, 21, 32, 45, 52, 74, 76, 79, 82, 87, 90, 130, 145, 147, 172, 180, 184, 189, 193, 195, 311
- Heinrich III., König von England 165
- Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen 73 f., 76, 78 f., 82, 89, 172, 174, 197
- Heinrich I., Herzog von Schlesien 51
- Heinrich II. Jasomirgott, Herzog von Österreich 174
- Heinrich II., Herzog von Polen und Schlesien 39, 50
- Heinrich Raspe III., Graf 51
- Heinrich Raspe IV., Gegenkönig 36, 40, 49, 51
- Heinrich, Erzbischof von Mainz 55, 59, 60
- Heinrich von Meerane 40, 51
- Heinrich von Rispach 125
- Heinrich von Veldecke 17 f., 125
- Heldringen, Herren von 41
– Hartmann I. 52
- Helena, Mutter Konstantins 192, 198
- Helena, Tochter Ottos des Kindes 70
- Hellespont 154–156, 159, 162, 188 f., 195
- Henneberg, Grafen von 41
– Poppo 147
- Hennegau 88
- Heraklius 198
- Hettingen 94
- Hildesheim 170
– Bernward von 171
– Bruno von 72
- Hirsau 12, 242
- Hocheppan 175
- Hoh-Andlau (Elsass) 168, 209
- Hohenlohe 233 f., 237
– Grafen von 26, 284
– – Konrad 237, 260–262, 280
- Hohenlohe-Brauneck 280
- Hohensalzburg 171, 173, 199, 201
- Hohenwerfen, Burg bei Salzburg 201
- Holzkirchen 8, 14 f., 170
- Horaz 63

- Hrabanus Maurus 276
 Huysburg 170
- Igersheim 25
 Ikonium (= Konya) 152, 175, 188 f., 193, 195
 Ilsenburg 170
 Ingelheim 222
 Isaak II. Angelos, Kaiser von Byzanz 155
- Jakob von Avesnes 34
 Jerusalem 16, 21, 23, 25 f., 30–33, 36, 38, 50, 57,
 82, 146, 155, 164, 174, 180, 185, 192 f., 198, 252,
 261, 269, 271–274, 276 f., 279 f., 315
 – Grabeskirche 25, 272–274, 276, 278, 280–282,
 315
 – Heiliges Grab 269, 271 f., 274, 288
 Johann, Bischof von Speyer 12
 Johann Ohneland 176 f.
 Johann von dem Berge 70
 Jordan von Blankenburg 89
- Kadmeia 178
 Käfernburg-Schwarzburg, Grafen von 41, 52
 Kain 88
 Kaiserswerth 168
 Kaisheim 308
 Kappel 308
 Karl der Große, Kaiser 73, 82, 103, 147, 171
 Karl IV., Kaiser 250
 Karlstadt 170
 Kaysersberg 169
 Kleinarmenien 152
 Knut, König von Dänemark 72
 Köln 164, 178, 229
 Konrad III., König 32, 58 f., 164
 Konrad, Pfalzgraf 59
 Konrad von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz
 62, 130, 144–146, 307
- Konrad, Bischof von Konstanz 272
 Konrad von Franken 40 f., 51 f.
 Konrad von Freiburg 94
 Konrad von Fußesbrunnen 103
 Konrad von Heimesfurt 103
 Konstantin der Große 34, 198, 261, 280
 Konstantinopel 155, 164, 186, 188 f., 193, 260–262
 – Hagia Sophia 165
 Konstanz 272, 313
 Konstanze von Sizilien 19, 162, 180, 182
 Kreuzwertheim 14
 Kronenberg, Familie von 227
 Kürnberger, Minnesänger 103
- Landshut 94, 96
 Lauda, Herren von 22 f., 29
 – Ditmar 23
 Lausitz 43
 Le Thoronet 292
 Leipzig 49
 Leopold V., Herzog von Österreich 155, 172
 Liegnitz 39
 Limburg 267
 Lodi 59
 London
 – Tower 165
 – Westminster Palace 165, 177
 Lorsch 58, 171
 Louisenlund 170
 Ludowinger, Dynastie 32, 35 f., 47–49, 51
 Ludwig IX., König von Frankreich 261
 Ludwig IX., Herzog von Bayern-Landshut 94, 96
 Ludwig von Medlitz 40, 51
 Lützelluden 24 f.
- Magdeburg, Burggrafen von 41
 Mailand 19, 128, 130, 167, 270 (s.a. Ambrosius)

- Mainz 8, 12, 14, 19, 21, 54–56, 58–62, 73 f., 76,
89, 128, 130, 144–146, 167, 172, 178–180, 193 f.,
235, 246, 292, 295, 306 f., 309, 312
– Altmünster 19, 55, 61
– Mariengraden 57–59, 61, 312
– St. Alban 56, 58 (s.a. Baldemar)
– St. Jakob 56, 58, 62, 64 (s.a. Gottfried)
– St. Stephan 59
Mansfeld, Grafen von 41
Margarete von Frankreich, Königin von Ungarn
162
Mariental 170
Mark Aurel 147
Meißen, Markgrafschaft 36, 40–44, 46, 51
– Markgrafen von 19, 41, 43, 46, 130
Marksburg 171, 228 f.
Maulbronn 66, 289, 291 f., 307, 315
– Diether, Abt von 307
– Wigand, Abt von 289, 292
Mechthild von Eppstein 21, 130
Merseburg 222
Miltenberg, Burg 14
Moniak (= Mneakos) 155
Monreale 176
Monteverdi, Claudio 53
Mont-Saint-Vincent 308
Morimond 292
Mosbach 23
Moses 82, 84, 89, 193
Mozart, Wolfgang Amadeus 53
Mühlhausen 174
Münzenberg, Burg in Hessen 169 f., 212
Müstair 175 f.
- Naumburg 170
Nazareth 275
– Loreto-Kapelle 275
Nebukadnezar 70, 174
Neidhart, Minnesänger 102
Neuenburg 168, 170, 208, 228
Neuerburg im Westerwald 171, 205, 208, 212,
221 f., 228
Niclas II. von St. Omer 178, 202
Noah 176, 193
Nossen 51
Nur ad-Din 165
Nürnberg 94–97, 109 f., 123, 155, 233, 282
– Burggrafen von 19, 130
– Ulrich, Ratsherr von 95
- Oberlauda 23
Oberschüpf, Burg 170, 239
Oberwittighausen 24–26, 29, 231 f., 234, 236 f.,
245–248, 251 f., 261 f., 270, 278, 280, 283–285,
288, 315
Otakar II., König von Böhmen 38, 50, 51
Otto IV., Kaiser 172
Otto das Kind, Herzog von Braunschweig-
Lüneburg 70, 79
Otto, Bischof von Bamberg 172
Otto von Botenlauben 173, 261
Otto von Freising 88
- Paestum 232
Palästina 36, 180
Palermo 19, 174, 180, 197
– Torre Pisana 197
Pavia 57
Pegau 49
Petrus de Ebulo 82, 84 f., 89 f., 174, 177, 184
Petrus Lombardus 174, 178
Philadelphia (= Alasehir) 159 f., 189
Philipp von Schwaben, König 172, 193
Philipp II. August, König von Frankreich 155
Philippe le Bel, König von Frankreich 89
Philippopel 155 f., 174

- Philomelion 189
 Pilatus 101
 Polen 39
 Pompeji 232
 Pontigny 308
 Poppenhausen 245
 Prag 250
- Quedlinburg 170 f.
 Querfurt, Herren von 41
- Rainald von Dassel 59
 Rapperswil 168
 Regensburg 145 f., 154, 171, 175
 Reinhardsbronn 32–36, 39–42, 44–49, 183, 312
 Rettersheim 166
 Rheinmünster-Schwarzach 171
 Richard I. Löwenherz, König von England 155,
 165, 172, 176
 Richelieu, Armand-Jean du Plessis 110
 Riedenburg 17
 – Grafen von 17
 Rieneck, Herren von 25, 253, 278
 – Kunigunde 25
 Rivoli 73
 Robert de Montaut 177
 Robert II., Herzog der Normandie 165
 Rodeneck, Burg bei Brixen 173, 175 f., 179, 189,
 201, 223
 Rom 147, 175, 272
 – Engelsburg 53
 Rothenburg bei Kyffhausen 170, 205 f., 216
 Rothenfels 170
 Rudolf von Zähringen, Erzbischof von Mainz 59,
 64 f.
 Rudolf von Ems 113
 Rudolf II. von Stade 167
 Rum-Seldschucken 189
- Runkelstein, Burg bei Bozen 179, 202
 Runneburg in Weißensee 168 f., 171, 208, 229
 Rupert von Dürn 144 f.
- Sachsen 43, 208 f., 228
 Saladin, Sultan 31, 33, 36–38, 146, 155, 165
 Salem 30
 Saleph (= Göksu), Fluss in der Türkei 69, 152,
 180, 193, 312
 Salm, Grafen von 155
 Salzburg 171, 176, 194–198, 200 f.
 (s.a. Hohensalzburg)
 Santiago de Compostela 272
 Sarazenen 23, 37
 Savary de Mauléon 177
 Savoyen 260
 Schlesien 32, 36, 38–40, 43–46, 50–52
 Schlettstadt 170
 Schmalkalden 173, 199, 201, 223
 – Hessenhof 173, 199, 223
 Schmallenberg-Berghausen 171
 Schnorr von Carolsfeld, Julius 84
 Schöllnbach 288
 Schwarzhindorf (bei Bonn) 164, 170, 173
 Schwerin 174
 Sedletz 308
 Segovia 278, 288
 Seligenstadt am Main 219
 Sénanque 292, 294
 Siegfried von Eppstein, Erzbischof von Mainz 21,
 130
 Sigmund, Erzherzog von Tirol 94
 Silvacane 292
 Simiane-la-Rotonde 295, 308
 Sinai 276
 Sinsheim 12
 Sizilien 21, 82, 90, 130, 145, 164, 176, 180, 184,
 189, 193, 271

- Sophia von Dänemark, Landgräfin von Thüringen 40
- Speyer 295
- Sponheim, Grafen von 155
- St. Gallen 103–106
- Standorf 25 f., 232, 234–238, 244, 252–260, 262, 270, 278, 280 f., 283–286, 315
- Steinburg (bei Mainz) 167
- Steinsberg, Burg bei Weiler im Kraichgau 271
- Straßburg 171
- Stuttgart 6, 113, 237, 262, 310
- Sulzburg 277
- Sven II., König von Dänemark 72
- Tankred, König von Sizilien 90
- Tauberbischofsheim 172
- Theben 178, 202
- Thomas Becket 176 f.
- Thun (Kanton Bern) 228
- Thüringen 32, 35 f., 42–46, 174, 206, 208 f., 217, 223, 284
- Landgrafen von
 - – Elisabeth, Hl. 32, 36, 38, 40 f., 44, 51 f.
 - – Friedrich II. 49
 - – Friedrich III. 49
 - – Hermann I. 32, 40, 45, 48 f., 125
 - – Konrad 40 f., 52
 - – Ludwig I. 32, 49
 - – Ludwig III., der Fromme 31–40, 42–45, 47–51, 183, 312
 - – Ludwig IV. 32, 36, 38, 40, 42, 44 f., 49, 51 f., 59
 - – Sophia 40
- Tintern 308
- Tirol 94, 205, 223, 228
- Burg 168, 170 f., 205, 219 f., 228 f.
- Trani 145
- Trennfeld 19, 166
- Triefenstein 19, 29
- Trient 278
- Turin 260 f., 286
- Türkei 69
- Turnus, Herzog 17
- Tyrus 33
- Udo I., Bischof von Naumburg 32
- Ulrich, Bischof von Augsburg 25, 259
- Ulrich II., Graf von Neuhaus 38, 44, 50–52
- Ulrich V., Graf von Württemberg 95
- Ulrich von Dürn 301
- Ulrich von Maltitz 52
- Ulrich von Zatzikhoven 176, 177, 229
- Ulrichsburg (Elsass) 205, 213, 215–218, 223, 228
- Vaux-de-Cernay 308
- Venedig 34
- Verona 201
- San Zeno, Torre Abbaziale 200 f.
- Viktor IV., Papst 55, 57
- Villard d'Honnecourt 308
- Vintler, Freiherren 179
- Vivaldi, Antonio 53
- Wace, Robert 174
- Waldsassen 289, 292, 307
- Walter von Spelten 40, 45, 48, 52
- Wartburg (bei Eisenach) 168, 170 f., 206, 208 f., 212, 214, 220 f., 224 f.
- Weilburg/Lahn 283
- Weingarten 68, 86, 147
- Werner, Abt von 174
- Weißensee 169, 207–209, 213, 219 f., 224, 228 f.
- Wenzel I., König von Böhmen 38, 50 f.
- Wenzel II., König von Böhmen 36, 38, 50 f.
- Wertheim 5–7, 9, 11–15, 17 f., 20 f., 23, 26–28, 171, 175, 215, 217 f., 228, 303, 305, 310 f., 314 f.

- Grafen von 5, 7 f., 11 f., 14 f., 17 f., 21, 23, 26, 123, 130, 144, 180, 303, 310 f.
- – Bruno 12
- – Huc 41, 52
- – Kunigunde 15
- – Poppo I. 7, 14–17, 19, 21, 28, 31, 180, 183
- – Poppo II. 15, 17, 28 f.
- – Wolfram 23
- Widerstein, Hans 94 f., 97, 109
- Hermann 94–97, 109
- Wied, Grafen von 155
- Arnold 164
- Wien 36, 48, 171, 292
- Wienhausen, Kloster 223
- Wildenberg, Burg im Odenwald 122, 144, 168, 209 f., 214, 216 f., 225, 228
- Willigis, Erzbischof von Mainz 61
- Wimpfen 169, 171, 213 f., 224
- Wiprecht von Groitzsch 49
- Wölchingen 171, 232, 234, 236, 262–266, 268 f., 271, 276 f., 281, 283 f., 286 f., 315
- Wolfram von Eschenbach 7–9, 17, 102 f., 106, 111–113, 115 f., 120–125, 144, 158, 172 f., 176, 180, 229, 311, 313 f.
- Worms 140, 169 f., 281 f., 295–299, 303
- Würzburg 15 f., 19, 22, 32, 63, 140, 145, 148, 166, 169–173, 175, 179 f., 196, 233, 235, 246, 295 f., 302
- Bronnbacherhof 169, 171
- Marienberg 233
- Neumünsterstift 12, 25, 31, 128, 140, 144, 174, 303
- Zedekia, König von Juda 174
- Zimmern 23, 25
- Herren von 23, 25 f., 243, 253, 302
- – Sigebodo I. 14, 31, 129, 289, 309
- – Sigebodo II. 17, 31, 244 f., 302
- – Tragebodo 307
- Zwettl 308
- Zypern 33

Abkürzungen

CCSL	Corpus Christianorum Series Latina
LCI	Lexikon der christlichen Ikonographie
MUB	Mainzer Urkundenbuch
MGH	Monumenta Germaniae Historica
ND	Neudruck
NRW	Nordrhein-Westfalen
PL	Patrologia Latina
RI	Regesta Imperii
WUB	Württembergisches Urkundenbuch
ZWLG	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

Abbildungsnachweise

Ernst Badstübner:	S. 221
Erich Baierl, Heuchlingen:	S. 25
Judith Bangerter-Paetz, Bern:	S. 207 (nach Hoelscher 1927, Kozok 1998, Krause/Johannes 1953), 210 (unten), 211 (rechts), 212, 213 (links), 215 (rechts), 216 (oben), 217 (links), 218
Martin Bischnau/Walter Hauser:	S. 219 (rechts)
Gerd Brander, Wertheim:	S. 141
Bürgerbibliothek Bern:	S. 83, 187
Andreas Diener, Heidelberg:	S. 296 (rechts)
Bodo Ebhardt:	S. 217 (rechts)
Eigenbetrieb Kloster Bronnbach:	S. 311
Forschungsbibliothek Gotha [®] :	S. 69, 71, 73
Foto Zwicker-Berberich, Würzburg:	S. 22
Johannes Gromer:	S. 134, 205
Oskar Heckmann:	S. 240, 246, 254
Walter Hotz:	S. 216 (unten)
Norbert Koch, Braunschweig:	S. 192
Theo Jung:	S. 222
M. Kozok/J. Rieke:	S. 224
Jürgen Krüger, Karlsruhe:	S. 241, 243, 245, 247, 248, 251, 255–258, 265, 266, 268, 275, 277, 279
Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Wertheim:	S. 20
Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Rheinland:	S. 16
Goswin von Mallinckrodt, Gamburg:	Umschlag (hinten), S. 10, 129, 132, 135–138, 146, 150, 182, 185, 206, 211 (links), 213 (rechts), 215 (links)
Adolf von Oechelhäuser:	S. 263, 264
Flavio Pachera, Verona:	S. 200
Reinhard Schmitt:	S. 219 (links)
Jürgen Scholz:	S. 181, 183, 184, 186, 188, 190, 191
Jochen Schreiner:	S. 24

Schrenk-Verlag, Gunzenhausen:	S. 13
Günter Schuchardt, Wartburg:	S. 209 (links)
Staatsbibliothek Bamberg:	S. 101
Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz:	Umschlag (vorne), S. 18, 76, 77, 81
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen:	S. 75, 78, 80
Stiftsbibliothek St. Gallen:	S. 104, 105
Gerd Strickhausen:	S. 208 (rechts)
Elke Umminger-Gundacker:	S. 142
Universitätsbibliothek Frankfurt a.M.:	S. 99
Universitätsbibliothek Würzburg:	S. 15
Matthias Untermann, Heidelberg:	S. 291
Verlag Schöning & Co. u. Gebrüder Schmidt, Lübeck:	S. 210 (oben), S. 219 (Mitte)
Paul Weber:	S. 199
Harald Wolter-von dem Knesebeck, Bonn:	S. 194–198

Weitere Vorlagen, soweit nicht genauer bezeichnet, stammen von den Autorinnen und Autoren.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Dr. Judith Bangerter-Paetz,
Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Susanne Borgards M.A., Tübingen

PD Dr. Stefan Burkhardt, Universität Heidelberg

Dr. Sandra Eichfelder, Universität Mannheim

Dr. Katinka Häret-Krug, Generaldirektion
Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz

Prof. Dr. Annette Kehnel, Universität Mannheim

PD Dr. Norbert Kössinger, Universität Konstanz

Prof. Dr. Robert Kretzschmar,
Landesarchiv Baden-Württemberg

Prof. Dr. Jürgen Krüger,
Karlsruher Institut für Technologie

Prof. Dr. Ludger Lieb, Universität Heidelberg

Prof. Dr. Eckart Conrad Lutz,
Universität Freiburg/Schweiz

dott. Goswin von Mallinckrodt, Gamburg

Prof. Dr. Henrike Manuwald,
Universität Göttingen

Prof. Dr. Peter Rückert, Landesarchiv Baden-
Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Dr. Monika Schaupp, Landesarchiv Baden-
Württemberg, Staatsarchiv Wertheim

Prof. Dr. Stefan Tebruck, Universität Gießen

Prof. Dr. Harald Wolter-von dem Knesebeck,
Universität Bonn